

A young woman with dark skin and short hair is smiling while milking a large white cow. She is wearing a patterned orange and red wrap around her waist and a blue beaded bracelet on her right wrist. The background shows other cows and a dry, dusty ground.

Un seul monde Un solo mondo **Eine Welt**



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Direktion für Entwicklung
und Zusammenarbeit DEZA

NR. 4 / DEZEMBER 2010
DAS DEZA-MAGAZIN
FÜR ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT
www.deza.admin.ch

Fisch, Esel, Rind und Ziege **Wie Tiere die Entwicklung beeinflussen**

Mongolei – Spagat zwischen Nomadentum und freier Marktwirtschaft
Sicherheit im Feld – eine heikle Gratwanderung

Inhalt

DOSSIER



6 **Tiere und Entwicklung** **Wenn Glück und Unglück auf der Wiese liegen**

Nutztiere spielen für die Ernährungssicherung und die Armutsreduktion eine Schlüsselrolle – sie bergen aber auch Risiken für Mensch und Umwelt

12 **Landwirtschaft und Fischzucht – ein starkes Duo**

Die Aquakultur bietet weltweit vielen Armen eine Alternative zu den schwindenden Fischvorräten

14 **Bienen, Tsetsefliegen und Wanderheuschrecken**

Christian Borgemeister vom icipe-Forschungsinstitut in Nairobi im Interview

16 **Humanitäre Hilfe auf Maultierrücken**

Die Schweiz setzt auf die agilen Einhufer, um Hilfsgüter in abgeschnittene Gegenden zu bringen

17 **Facts & Figures**

HORIZONTE



18 **Eingeklemmt zwischen Giganten**

In der Mongolei vergrößert sich seit dem Ende des Sozialismus die Schere zwischen Stadt und Land, Arm und Reich

21 **Aus dem Alltag von...**

Felix Fellmann, Leiter des Kooperationsbüros und des Schweizer Konsulats in Ulaanbaatar

22 **Das heisst nicht, dass die Männer weniger gut sind**

Die Mongolin Khulan Khuderchuluun über drei Kategorien von Jugendlichen in ihrem Heimatland

DEZA



23 **Verlässliche Hilfe für Palästina-Flüchtlinge**

Die Schweiz unterstützt das UNO-Hilfswerk UNRWA seit dessen Gründung vor 60 Jahren

24 **Aus patriarchalischen Denkmustern ausbrechen**

Mariela Castro Espín kämpft in Kuba und weltweit für eine «verantwortungsvolle sexuelle Kultur»

FORUM



27 **Herausforderung Sicherheit**

Mitarbeitende der Entwicklungszusammenarbeit und der humanitären Hilfe sind im Feld vermehrt Risiken ausgesetzt – entsprechend werden die Sicherheitsmassnahmen intensiviert

30 **Junge Europäer – wir haben's geschafft**

Carte blanche: Der Kosovare Ekrem Çitaku über den Optimismus in seinem Land

KULTUR



31 **Eine Unterschrift, die verpflichtet**

Die Schweiz ist daran, die Unesco-Konvention über den Schutz und die Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen umzusetzen

3 **Editorial**

4 **Periskop**

26 **Einblick DEZA**

33 **Service**

35 **Fernsucht mit Marco Solari**

35 **Impressum**

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn; in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen; deshalb geben nicht alle Beiträge unbedingt den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.

Editorial



FDDB/Marcel Nöcker

Tierisch gut: Von Whiskyflaschen, Tatoos und Minenfeldern

In der Entwicklung der Menschheit haben Tiere seit jeher eine zentrale Rolle gespielt. Die grösste Revolution der menschlichen Geschichte war zweifellos der Übergang vom Jagen und Sammeln zu Viehhaltung und Ackerbau. Das neue Verhältnis des Menschen zu Tieren (und Pflanzen) war die Grundlage dafür, dass die frühen Hochkulturen entstehen konnten. Werkzeuge und Feuer, zwei weitere wichtige Entwicklungsschritte, haben dazu nicht ausgereicht.

Tiere haben in allen Kulturen bis heute eine grosse Rolle gespielt. Sie bevölkern unsere Mythen, Legenden und Märchen, ja selbst unsere Träume. Sie werden als Freunde besungen oder als Bestien bezwungen. Tiere schmücken unsere Wappenschilder und Tatoos. Zuweilen verbinden sich Mensch und Tier in unserer Vorstellung: als Kentaur, Meerjungfrau oder im Medusenhaupt. Und es gibt Leute, die Bär, Vogel oder Wolf heissen.

Auch wenn wir heute zu unserem Schutz nicht mehr auf Hunde angewiesen sind und auch nicht mehr in erster Linie von Pferden transportiert werden, spielen Tiere in unserem Leben eine grosse Rolle: als Nahrungslieferanten, als Lebensbegleiter gegen die Einsamkeit und als Geschöpfe mit erstaunlichen Fähigkeiten, wie ich es selber oft erlebt habe.

Als ich Direktor des Internationalen Zentrums für Humanitäre Minenräumung in Genf war, unterstützten wir den Aufbau von Programmen mit Minenhunden in Ländern wie Afghanistan oder Kambodscha. Später kamen Versuche mit Ratten dazu, die Minen suchten. Kaum eine andere Tätigkeit des Minenzentrums hat so viel Publikum und Beachtung gefunden, wie diese

Arbeit mit Tieren. Tiere haben Fähigkeiten, die bis heute die technischen Möglichkeiten der Menschheit übersteigen. Ein Hund kann eine Whiskyflasche riechen, die in den Genfersee ausgeleert wurde. Und die Ratten haben es in unseren Trainingsprogrammen geschafft, hochkomplexe Zahlenreihen zu entschlüsseln, in denen selbst ein menschliches Supergehirn keine Regelmässigkeiten mehr zu erkennen vermag. Ich habe in diesem Zusammenhang auch manches gelernt, das sich unserem Verständnis völlig entzieht. Einer unserer Experten arbeitete in einem Minenfeld in Afrika, wo es von Schlangen nur so wimmelte. Die Arbeiten mussten abgebrochen werden, weil die Schlangen Minen hätten zur Explosion bringen können. Schliesslich wurde eine Art Zauberer gefunden, der die Fähigkeit hatte, mit Tieren sprechen zu können. Er sprach zu den Schlangen – worauf sie sich zurückzogen und die Arbeit der Minenräumer weitergehen konnte.

Diese Nummer von *Eine Welt* ist der Rolle der Tiere in der Entwicklungszusammenarbeit und humanitären Hilfe gewidmet. Sie deckt nur einen kleinen Ausschnitt dieses faszinierenden Themas ab. Der Nutzen, der für uns Menschen aus der Beziehung zu den Tieren entstanden ist, verpflichtet uns, mit Tieren und ihrer Umwelt verantwortungsvoll umzugehen. Sei es in der Tierhaltung, beim Artenschutz oder ganz einfach beim Stillen unserer Neugierde.

Martin Dahinden
Direktor der DEZA

Periskop



Mangpadma Jena

Grüne Krematorien

(bf) Von den rund 10 Millionen Menschen, die jährlich in Indien sterben, sind 84 Prozent Hindus. Nach deren Bestattungstradition werden die Leichen auf einem ein Meter hohen Scheiterhaufen verbrannt. Dafür braucht es rund eine halbe Tonne Holz. Um dieses zu bezahlen – es kostet umgerechnet rund 50 Franken – sind viele arme Inder nach der Ausrichtung von Bestattungsriten für verstorbene Angehörige hoch verschuldet. Kommt dazu, dass dadurch in ganz Indien jährlich rund vier Millionen Tonnen Holz oder 50 Millionen Bäume verbrannt werden, was einer Fläche von 2000 Quadratkilometern entspricht. Da sich Indiens Wald durch die wachsende Bevölkerung von mittlerweile rund 1,1 Milliarden Menschen sonst schon unter Druck befindet, nimmt sich nun auch die indische Regierung dem Problem an und unterstützt im grossen Stil den Bau von «grünen Krematorien». Diese Kleinkrematorien benötigen für eine Bestattung nur gerade 100 bis 200 Kilogramm Holz, schonen damit den Baumbestand und bewahren gleichzeitig die Bestattungstradition der Hindus. www.undp.org.in (Suche: Mokshda green cremation)

Sanierungs-offensive

(jls) Bis 2015 lassen die Behörden von Burkina Faso mit Unterstützung der Entwicklungszusammenarbeit 55 000 Latrinen bauen. Dies, nachdem vergangenen Juni realisiert wurde, dass der bisherige Bau-rhythmus nicht ausreicht, um die

Verspätung im Zeitplan der Millennium-Entwicklungsziele aufzuholen. Dank dieser Offensive sollen 54 Prozent der Bevölkerung von Burkina Faso bis 2015 Zugang zu sanitären Anlagen haben – momentan sind es nur gerade 10 Prozent. In den Städten beträgt der Anteil

30 Prozent, in manchen Landstrichen jedoch nur 1 Prozent. Weil Latrinen fehlen, erledigen die Menschen auf dem Land ihr Geschäft in der Natur, nicht selten im Schutz der Nacht und – als besonders diskrete Orte – auch auf Friedhöfen. Die Folgen davon: Während der Regenzeit rinnt verschmutztes Wasser durch die Strassen und das Fehlen von Toiletten zieht Krankheiten nach sich. Insbesondere Durchfallerkrankungen sind denn auch eine der wichtigsten Todesursachen bei Kindern.

Rindviecher in Bio-Banken

(bf) Vor 6000 bis 8000 Jahren ist domestiziertes Vieh vom Nahen Osten nach Afrika gelangt und hat sich dort durch eigene Zuchten an die zum Teil sehr schwierigen Lebensbedingungen wie Trockenheit und zahlreiche Parasiten anpassen können. Doch nun stirbt in Afrika das indigene Vieh aus, weil Bauern oft zu «exotischen» Rindern aus Industrieländern greifen, die bessere Erträge versprechen, jedoch ungeeignet sind, mit den Bedingungen in ihrer neuen Heimat zurechtzukommen. Dies zeigt Olivier Hanotte, Professor für Genetik an der University of Nottingham, in einer Studie auf und rät deshalb dringend, die genetische

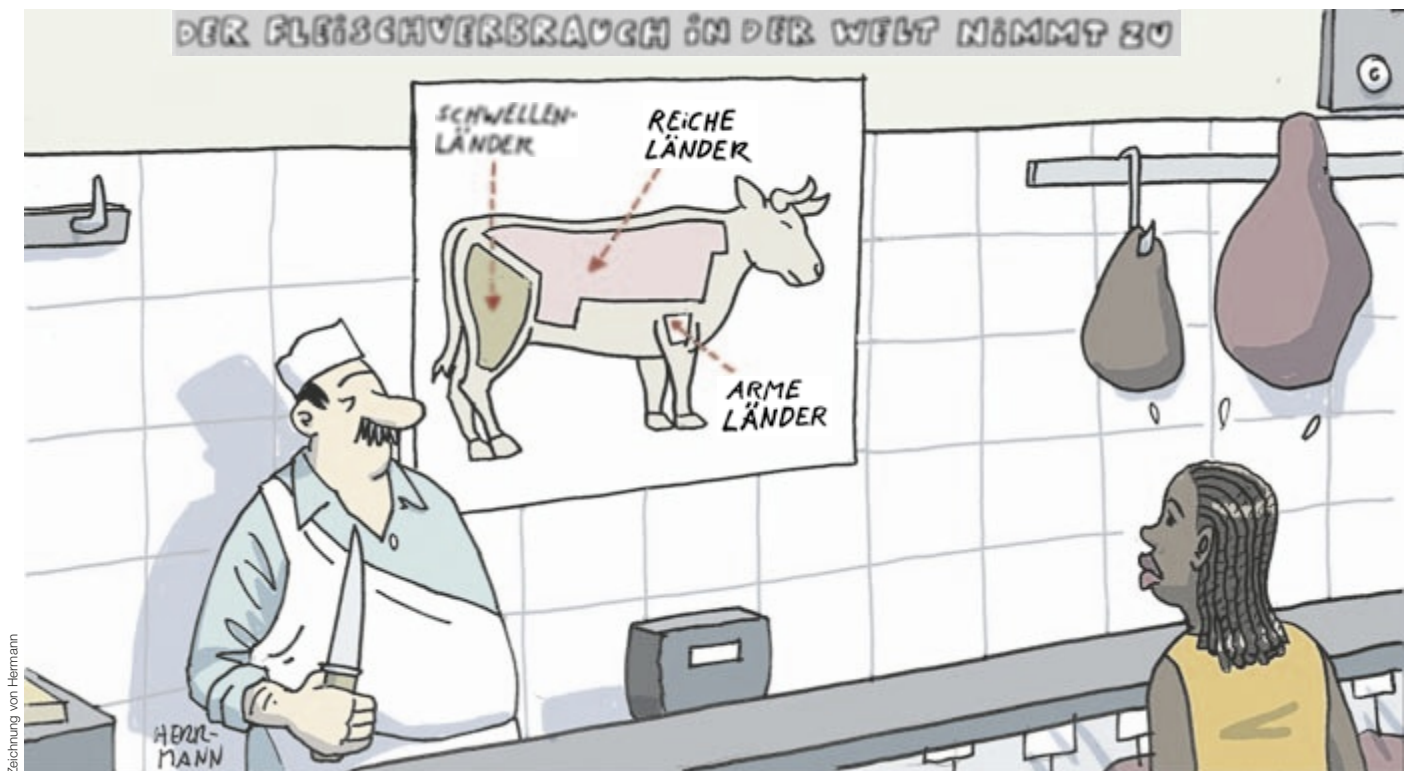
Vielfalt von afrikanischem Vieh unverzüglich in Bio-Banken zu sichern. Die Genome der afrikanischen Tiere seien nicht nur für Afrika von Bedeutung. «Die genetischen Eigenschaften der afrikanischen Tiere», so Olivier Hanotte, «könnten für die Viehzucht weltweit wichtig werden, denn bei einigen europäischen Zuchtlinien beispielsweise sind Resistenzen gegen bestimmte Magen- und Darmparasiten bereits verloren gegangen.» www.nottingham.ac.uk

Pflastersteine aus Plastik

(jls) Zigtausende von weggeworfenen Plastiksäcken, wie sie von Läden abgegeben werden, säumen die Strassen von Mopti in Mali. Mittlerweile sind es so viele, dass sie für die öffentliche Hygiene zum Problem werden. Nun geht die Stadtverwaltung, angeregt durch ein in Niger verwirklichtes Projekt und mit Unterstützung der Stiftung Aga Khan, konkret dagegen vor. Sie erstellte in der Agglomeration eine Recyclinganlage, welche aus dem Plastikabfall Pflastersteine herstellt. Für das ebenso einfache wie billige Herstellungsverfahren werden Handlanger angelernt: Sie erhalten Schutzmasken gegen die giftigen Dämpfe und erhitzen den mit



Agha Khan Dev. Network



Sand vermischten Kunststoff. Dabei entsteht eine asphaltartige Masse, die in unterschiedliche Formen gegossen wird. Mit den gefertigten Steinen werden Quartierstrassen gepflästert. Dank dem Projekt wird nicht nur die Stadt sauberer, es generiert auch Einkommen für die Ärmsten. Viele Frauen lesen die Säcke in den Strassen zusammen, laden sie auf Handkarren und liefern sie der Recyclinganlage ab, die ihnen den Plastik für 50 CFA-Francs (rund 10 Rappen) das Kilo abkauft.

Kostengünstige Stoffe aus Biomüll

(bf) Der italienische Ingenieur Umberto Manola hat in enger Zusammenarbeit mit der Università Cattolica del Sacro Cuore in Piacenza ein Verfahren entwickelt, mit dem aus industriellen und landwirtschaftlichen Nebenprodukten kostengünstig Wertstoffe gewonnen werden können. Dies vorab für die Nahrungsmittelherstellung, Chemie- und Papierindustrie

sowie für die Herstellung von Ersatzbrennstoffen und Biotreibstoffen. Als Ausgangsmaterialien dienen Abfallprodukte aus der Land- und Forstwirtschaft wie etwa Getreide- und Maisstroh oder Pressrückstände aus der Ölfrüchteverarbeitung. Aber auch Holzrinde, Sägemehl, Algen sowie Schlacht- und Fischabfälle sind geeignet. Die neue Methode, die sogenannte Hypercritical Separation Technology (Hyst), kommt gänzlich ohne Abwasser sowie CO₂-Emissionen aus und zielt darauf ab, möglichst alle Komponenten aus der Biomasse zu recyklieren. Grosses Interesse an der neuen Methode zeigen u.a. Forschungsstellen für alternative Energien, welche dafür ein grosses Potenzial in Entwicklungsländern sehen. www.biohyst.it

Tödliche Bisse

(bf) Rund 5 Millionen Menschen werden jährlich von Schlangen gebissen, die Hälfte davon durch Giftschlangen. Gemäss der Weltgesundheits-



organisation WHO enden pro Jahr rund 100 000 Schlangenbisse tödlich. Wissenschaftler der Liverpool School of Tropical Medicine haben kürzlich nachgewiesen, dass tödliche Schlangenbisse eng mit Armut verbunden sind und in dieselbe Kategorie vernachlässigter Tropenkrankheiten gehören wie Schlafkrankheit, Cholera oder Bilharziose. Die Forscher konnten zeigen, dass je ärmer eine Bevölkerung ist, desto wahrscheinlicher ein tödliches Aufeinandertreffen zwischen

Reptil und Mensch wird. Nun geht die WHO einerseits mit einer Internet-Plattform mit Verbreitungskarten und Fotos von über 200 Giftschlangen-Arten in die Offensive. Andererseits fordert sie, dass künftig die Gegengifte nach einheitlichen Richtlinien produziert werden und jedes Land eine eigene Schlangenfarm zur Herstellung von Antiserum haben sollte. www.who.int/bloodproducts/snake_antivenoms

Wenn Glück und Unglück auf der Wiese liegen

Nutztiere spielen in der Entwicklungshilfe eine Schlüsselrolle. Sie tragen zur Ernährungssicherung und Armutsreduktion bei und erfüllen dabei zahlreiche gesellschaftliche und kulturelle Funktionen. Die Kehrseite der Medaille: Tierzucht birgt auch gesundheitliche Risiken und hat negative Auswirkungen auf die Umwelt. Von Jane-Lise Schneeberger.



Genau wie in Äthiopien (oben) und der Demokratischen Republik Kongo (rechts) sind 70 Prozent der 1,4 Milliarden Menschen, die in extremer Armut leben, direkt oder indirekt von der Nutztierzucht abhängig

Schafe, Ziegen, Yaks, Rinder, Kamele, Pferde – in den mongolischen Steppen verendeten vergangenen Winter bei minus 50 Grad tiefen Temperaturen 8 Millionen Tiere vor Kälte, Hunger oder Erschöpfung. Die Wölfe freute es – für Tausende Viehzüchter jedoch war es der schiere Alptraum. Denn sie verloren mit den Tieren ihre einzige Einkommensquelle.

Trotz dieses Massensterbens bleibt der Viehbestand in der Mongolei überproportional hoch: 3 Millionen Einwohnern stehen 42 Millionen Stück Vieh gegenüber. Die Zahl der Hirten hat sich seit dem Zusammenbruch des Kommunismus vervielfacht. Auf dem frei zugänglichen Weideland herrscht harte Konkurrenz. Der Boden ist übernutzt und deshalb in äusserst schlechtem Zustand.

Nun haben nomadisierende Züchter mit Unterstützung der DEZA Viehrotationspläne erstellt und mit den Behörden vor Ort Nutzungsrechte ausgehandelt. «Um die Überweidung einzudämmen, reicht dies allerdings nicht aus. Man muss den Nomaden auch andere Einkommensquellen anbieten», erklärt Markus Bürli, Projektleiter für die Mongolei. Die DEZA unterstützt die Hirten bei Umschulungen, beispielsweise für den Bergbau (siehe auch S. 21). Parallel dazu unterstützt sie eine Brucellose-Bekämpfungskampagne. Ein grosser Teil des mongolischen Viehbestands leidet nämlich unter dieser endemischen Krankheit und verhindert damit den Export des Fleisches.

Tiere als Opfer oder Mitgift

Genau wie für die mongolischen Viehzüchter ist Vieh für unzählige Arme weltweit die einzige Einkommensquelle. Auf der Suche nach Wasser und Weiden nomadisieren viele von ihnen in trockenen oder halbtrockenen Regionen den Jahreszeiten hinterher. Andere verbinden, wenn das Klima es zulässt, bestimmte landwirtschaftliche Tätigkeiten mit extensiver Viehzucht.

Von den 1,4 Milliarden Menschen, die in extremer Armut leben, sind 70 Prozent auf die eine oder andere Weise von der Viehzucht zur Sicherung ihres Lebensunterhalts abhängig. Der Verzehr von Fleisch und eiweissreichen Milchprodukten ergänzt ihre



Konflikte in den Korridoren

In den Sahel-Ländern führen die Wege der Wanderhirten oft durch landwirtschaftlich genutztes Gebiet, was in den beiden letzten Jahrzehnten zu heftigen Konflikten zwischen nomadisierenden und sesshaften Bauern führte. Mit zunehmendem Druck auf die kultivierbaren Böden dehnen sich die Äcker aus und verdrängen die Wanderkorridore. Die Viehzüchter beklagen sich über gesperrte Passagen, und die Ackerbauern beschuldigen die Herden, ihre Kulturen zu verwüsten. In Niger unterstützt die DEZA seit zwölf Jahren Verhandlungen der involvierten Parteien (Viehzüchter, Ackerbauern, Dorfchefs und lokale Abgeordnete) über das Abgrenzen reservierter Zonen für bestimmte Aktivitäten. Dank dieses Vorgehens konnten bisher Korridore auf über 4000 Kilometern Länge markiert und gleichzeitig Ruhezeiten und Brunnen für das Vieh eingerichtet werden.



Pferde und deren Zucht haben in Afrika eine lange Tradition: In Senegal (oben) etwa hat sich die einheimische Rasse Fleuve besonders gut an die harten klimatischen Bedingungen angepasst

Der Geruch des Lebens

Bei vielen humanitären Einsätzen sind Hunde unerlässlich. Mit ihrem ausgezeichneten Geruchssinn finden sie nach einem Erdbeben oder einem Erdbeben unter Trümmern liegende Opfer. Riechen sie einen Menschen, bellen oder kratzen sie am Boden. Vierzig Hunde stehen jederzeit bereit, um im Rahmen der Rettungskette Schweiz eingesetzt zu werden. «Sie sind auf die Suche nach Lebenden spezialisiert, weil wir Leben retten wollen», erklärt Ivo Cathomen, Pressesprecher der Organisation Redog, die ihre Ausbildung sicherstellt. «Man könnte sie aber auch auf die Suche nach Leichen dressieren.» Andere humanitäre Organisationen benützen Hunde, um Minen oder Sprengkörper aufzuspüren.

auf Getreide beruhende Ernährungsweise. Der Verkauf von Milch, Eiern, Fleisch oder lebenden Tieren verschafft ihnen überdies ein regelmässiges Einkommen.

Für die Landbevölkerung hat das Vieh aber auch noch andere Bedeutungen. Mancherorts ist es Teil bestimmter religiöser Riten – etwa das Opfern eines Lammes in moslemischen Ländern. Oder es hält die Gemeinschaft zusammen: Nutztiere werden als Mitgift, Geschenk oder Entschädigung überreicht. Ausserdem sind Tiere eine Art Sparkonto: Durch den Verkauf eines Huhns, einer Ziege oder einer Kuh gelangt eine Familie zu Bargeld, mit dem Schulgeld oder Arztkosten beglichen oder während Trockenzeiten Nahrungsmittel finanziert werden. In Mischbetrieben sind Tiere überdies wichtige Arbeitskräfte, insbesondere als Transporttiere oder beim Pflügen. Sogar ihre Ausscheidungen sind von Interesse: Mist und Jauche werden als Dünger verwendet und in Asien werden getrocknete Kuhfladen als Brennmaterial eingesetzt.

Neuanfang mit ein paar Ziegen

Nutztiere können auch die gesellschaftlich-wirtschaftliche Wiedereingliederung begünstigen, wie manche Projekte von Tierärzten ohne Grenzen (*Vétérinaires sans frontières*, VSF-Suisse) zeigen. Die Organisation kümmert sich um besonders verletzliche Bevölkerungsgruppen, insbesondere um

Opfer bewaffneter Konflikte. In der Demokratischen Republik Kongo unterstützt sie Familien, die aus dem Kriegsdienst entlassene Kindersoldaten aufnehmen, mit jeweils sieben Geissen und einem Ziegenbock.

Die kleine Herde sichert der Familie ein Einkommen von rund 82 Franken pro Monat. Im Osten des Landes wurden in den Flüchtlingscamps mobile Hühnerhäuser installiert. Der Eierverkauf bringt bis zu 50 Franken pro Monat ein. Im Süden des Sudan unterstützt VSF-Suisse Vertriebene, die nach dem Krieg in ihr Dorf zurückkehren. Jede Familie erhält fünf Ziegen und kann so neu anfangen. «Unser Ziel ist es, diesen Menschen zu helfen, ein neues Leben aufzubauen. Die Menschen stehen im Zentrum unserer Bemühungen. Das Tier verstehen wir als Mittel, Einkommen zu generieren, mit denen die Familien ihre Grundbedürfnisse decken können», unterstreicht Erika Placella, Programmverantwortliche bei VSF-Suisse. Um die erwartete Leistung zu erbringen, werden Einführungskurse in Tierhaltung angeboten. Dabei lernen die Teilnehmenden, ihre Tiere richtig zu füttern und zu hegen.

Tiere behandeln, Menschen schützen

Zahlreiche Infektionskrankheiten machen den Tieren in Entwicklungsländern das Leben schwer. Sie beeinflussen ganz konkret das Einkommen der



Ralf Kreuels/aif



Philipp Engelen/aif



Berthold Steinhauber/aif



Daniel Biskup/aif

Ob Schweine in Ecuador, Ziegen in Mali, Wasserbüffel in China oder Schafe in Eritrea: Nutztiere sichern nicht nur die Ernährung der Menschen, sie haben auch eine Bedeutung als Mitgift, Geschenk, Arbeitskräfte oder als eine Art Sparkonto

Tierzüchter, weil kranke Tiere weniger produktiv sind, aber auch weil ihr Fleisch oder ihre Milch allenfalls ungeniessbar sind. Stirbt die Herde, verliert der Züchter sein einziges Kapital.

Darüber hinaus sind manche Infektionskrankheiten – sogenannte Zoonosen – vom Tier auf den Menschen übertragbar. Das Schweizerische Tropen- und Public-Health-Institut (Swiss TPH) in Basel arbeitet im Bereich dieser sowohl auf nationaler wie internationaler Ebene vernachlässigten Krankheiten: «Wir wissen ziemlich genau, was zu tun ist, um Zoonosen zu vermeiden und zu bekämpfen. In Europa wurden sie zwar praktisch ausgerottet, doch viele arme Länder verfügen nicht über genügend finanzielle und technische Mittel, um das Problem anzugehen», sagt Esther Schelling, Forscherin am Swiss TPH.

Im Auftrag von Ländern des Südens arbeitet das Institut die jeweils beste Strategie zur Bekämpfung aufblühender Epidemien aus und berücksichtigt dabei insbesondere auch das Kosten/Nutzen-Verhältnis. So berechneten etwa die Basler Experten die Kosten für eine Tollwutbekämpfungs-Kampagne in Tschad. Sie zeigten auf, dass eine Gratisimpfung der 23 600 Hunde von N'Djamena viel günstiger kommt als die Behandlung der nach einem Hundebiss mit dem Virus angesteckten Patienten. «In den meisten Fällen ist es am effizientesten, der Krankheit bei den Tieren vorzubeugen oder sie bei ihnen auszumerzen, dann ist auch der Mensch geschützt», erklärt Esther Schelling.

Das Swiss TPH setzt sich denn auch für eine verbesserte Zusammenarbeit zwischen Verantwortlichen für Tiergesundheit und Gesundheitsbehörden

Aymara-Wetterbericht

Die auf der bolivianischen Hochebene lebenden Aymara haben im Verlauf der Jahrhunderte gelernt, die Launen des Wetters aufgrund von Tier- und Pflanzenbeobachtungen vorauszusagen. Ein DEZA-Projekt, das die Verletzlichkeit der Bauern aufgrund klimatischer Risiken zu reduzieren versucht, hat dieses lokale Wissen gesammelt und verbreitet. Das Verhalten des Tuyu-Kaninchens zum Beispiel, erlaubt Rückschlüsse auf die Niederschlagsmenge: Gräbt es seinen Bau zwischen Hang und Ebene, sind sehr geringe Niederschläge zu erwarten. Baut der Vogel Liqi-Liqi sein Nest mit Schilf, steht ein nasses Jahr bevor. Verbaut er Dinge aus Metall, ist Frost zu erwarten. Farbe und Flecken auf seinen Eiern geben Hinweise zum richtigen Saatzeitpunkt. Treibt er sich in der Pampa herum, wissen die Bauern, dass sie Kartoffeln setzen können.



Le Figaro Magazine/taif

Genau wie in Kenia sind Herden für unzählige Arme in Entwicklungsländern die einzige Einkommensquelle – stirbt die Herde, verliert die Züchterfamilie ihre ganze Überlebensgrundlage

ein, insbesondere in Zentralasien und Afrika. «Zoonosen werden auch darum vernachlässigt, weil Ärzte und Tiermediziner kaum miteinander kommunizieren», sagt Esther Schelling. Die beiden Bereiche müssten vor allem die Koordination ihrer Einsätze und die Übernahme der Kosten bei Zoonosen absprechen. In Kenia unterstützt das Swiss TPH die Erarbeitung eines gemeinsamen Reaktionsplans auf das Rifttal-Fieber, welches rund alle zehn Jahre epidemisch ausbricht.

Industrialisierung der Viehzucht

Zusätzlich zu den Krankheitsrisiken sind die Viehzüchter einem tiefgreifenden Strukturwandel unterworfen und gezwungen, darauf zu reagieren. Die Fleisch- und Milchnachfrage ist, vor allem in den Entwicklungsländern, in den vergangenen zwanzig Jahren stark angestiegen. Gründe dafür sind die rasante Stadtentwicklung, das Bevölkerungswachstum sowie höhere Einkommen. Diese Entwicklung hat eine «Viehzuchtrevolution» ausgelöst, die sich in einer starken Ausbreitung und Intensivierung des Sektors niederschlägt.

Um die wachsende Nachfrage zu befriedigen, entstanden so rund um die grössten Städte, insbesondere in den Schwellenländern, Produktionsbetriebe von industriellem Ausmass. Diese strikt kommerziell geführten Betriebe haben nichts gemein mit der auf dem Land zur Selbstversorgung und für den lokalen Markt praktizierten extensiven Viehzucht. Sie sind vollständig mechanisiert und auf eine einzelne Tierart – oft Geflügel oder Schweine – spezialisiert. Die Industrialisierung der Viehzucht zeichnet sich auch durch vermehrte Verfütterung von Getreide und ölhaltigen Pflanzen aus. Der Anbau von Mais, Gerste oder Soja zu Fütterungszwecken beansprucht immer mehr Ackerfläche, die in der Folge dem Anbau von Nahrungsmitteln nicht mehr zur Verfügung steht.

Gravierende Umwelteinflüsse

Die Viehzuchtrevolution hat die negativen Auswirkungen der ganzen Viehzucht auf die Umwelt verschärft. Während die extensive Viehzucht nicht selten via Überweidung zu einer Bodendegradation führt, ist intensive Viehzucht eine wichtige Verschmutzungsquelle. Es entstehen tonnenweise Exkrememente, die nicht als Dünger verwendet werden können. Die Fäkalien sind mit Medikamentenrückständen belastet und verschmutzen Flüsse und Grundwasser. Die in der Futtermittelproduktion in grossem Massstab eingesetzten Düngemittel und Pestizide nehmen denselben Weg.

Ausserdem trägt die Viehzucht auf mehrere Arten zum Klimawandel bei. Die Fermentierung des Futters im Wiederkäuermagen setzt eines der stärksten Treibhausgase frei, nämlich Methan, und Mist gibt Lachgas frei. Und wenn Regenwald abgeholzt wird, um Weide- oder Anbauflächen für Futterpflanzen zu gewinnen, emittieren die geschlagenen Bäume grosse Mengen an CO₂. Insgesamt ist die Viehzucht weltweit für 18 Prozent der Treibhausgasemissionen verantwortlich.

Schweine und Geflügel bevorzugen

Fritz Schneider, Vizedirektor der Schweizerischen Hochschule für Landwirtschaft, sieht Lösungsansätze zur Verbesserung der Situation. Der erste liegt auf unseren Tellern: «Steigt die Nachfrage nach Fleisch weiter an, laufen wir auf den Abgrund zu. Die reichen Länder, die immer noch fast dreimal mehr konsumieren als die armen, müssen ihren Konsum zwingend einschränken.» Da die Änderung der Ernährungsgewohnheiten schwer zu bewerkstelligen ist, empfiehlt der Agronom, wenigstens auf Geflügel und Schweine zu setzen. Grund: «Wiederkäuer müssten grundsätzlich Gras und Heu fressen. Getreide wird nur verfüttert, weil die Weidefläche nicht mehr ausreicht. Dies ist in ihrem Fall

Widerstandsfähiges, korpulenten Schaf

Das Djallonké-Schaf ist widerstandsfähig und immun gegen Trypanosomose. Einziger Nachteil: Es ist von kleinem Wuchs. Die Viehzüchter von Sikasso im Süden von Mali waren damit nicht zufrieden. Im Rahmen eines von Intercooperation umgesetzten DEZA-Projekts kreuzten sie die lokale Rasse mit dem grossen Sahelschaf Bali-Bali. Der Mischling verfügt über die körperlichen Eigenschaften beider Elternteile. Die glücklichen Züchter verkaufen ihre Tiere nun doppelt so teuer wie vorher und auch die Konsumenten freuts. «In Mali sind sich die Menschen gewohnt, zum moslemischen Tabaski-Fest ein Schaf zu schlachten. Am liebsten ist ihnen ein grosser, gut genährter Schafbock. Das war mit dem Djallonké-Schaf nicht zu haben», erklärt Mamadou Diarra von der Intercooperation-Delegation in Mali.



Viele Entwicklungsbemühungen zielen auf die Pflege, Hege und Haltung von Tieren ab: Sei dies mit dem Scheren von Yaks im indischen Teil des Kaschmirs oder im Südsudan mit einer veterinärmedizinischen Apotheke und einer Impfkampagne

eine ineffiziente Angelegenheit. Um ein Kilo Rindfleisch zu produzieren, werden 7 Kilo Getreide benötigt; 2,5 Kilo genügen für ein Kilo Schweine- oder Geflügelfleisch.»

Eine andere Massnahme, um die negativen Auswirkungen auf die Umwelt zu begrenzen, besteht in der Steigerung von Effizienz und Nachhaltigkeit der landwirtschaftlichen Praxis. Parallel dazu müssen die kleinen Betriebe gefördert werden, an denen die Viehzuchtrevolution bisher spurlos vorbegegangen ist. «Die zentrale Herausforderung liegt darin, ihre Produktivität zu erhöhen. Dies damit sie wettbewerbsfähig genug sind, um zur Versorgung der Städte beitragen zu können», erklärt Fritz Schneider. Zunächst gilt es, diesen Viehzüchtern den Zugang zu Tierärzten, Know-how, Ausbildung, Information und Märkten zu erleichtern. Steigt der Ertrag pro Einheit, können sie mit weniger Tieren gleich viel verdienen. Damit wird auch die Bodendegradation eingedämmt.

Aussterbende lokale Rassen

Die Verbesserung der Produktionssysteme sollte auch darauf ausgerichtet sein, die Biodiversität der Nutztiere zu erhalten. Die Verbreitung der kommerziellen Tierzucht hat die Konzentration auf einige wenige hoch produktive Rassen beschleunigt. Heute ist das Holstein Friesian-Rind, seines Zeichens Milchleistungs-Weltmeister, in 128 Ländern präsent und das Large White-Schwein in 117 Ländern.

Die lokalen Rassen dagegen sterben eine nach der andern aus. «Dabei ist eine europäische Kuh mit 30

Litern Milchleistung pro Tag nicht unbedingt an tropisches Klima angepasst. Sie ist im Gegenteil oft viel anfälliger für bestimmte Krankheiten als lokale Rinderrassen», sagt Esther Schelling. Mit Hybridisierung lässt sich dieses Problem entschärfen. In Westafrika gibt es beispielsweise die kleine Kuhrasse N'Dama, die zwar eine geringe Milchleistung hat jedoch gegen die Tierseuche Nagana resistent ist. Wird sie mit europäischen Rindern mit hoher Milchleistung gekreuzt, erhalten die Viehzüchter eine resistente Herde mit ansprechender Leistung (siehe auch Seite 4).

Damit auch in Zukunft solche Kreuzungen möglich bleiben, müssen allerdings zwingend lokale reinrassige Herden erhalten bleiben. Sie bilden eine Art Genpool, der zur Verbesserung der Eigenschaften einer anderen Rasse angezapft werden kann. Leider wird dies wahrscheinlich mit der Kouri, einer am Tschadsee vorhandenen, im Aussterben begriffenen Rasse, nicht gelingen. Diese Kuh braucht viel Wasser. Weil sich der See aufgrund der Klimaerwärmung zurückzieht, findet sie keine Tränken mehr. Deshalb haben die Viehzüchter begonnen, sie mit Zebus zu kreuzen, die der Trockenheit besser angepasst sind. Die grossen runden Hörner der Kouri werden bald nur noch ein Fetzen Erinnerung sein. Genau wie ihr für immer verlorenes genetisches Erbe. ■

(Aus dem Französischen)

Abgebrochene Krötenhochzeit

Dass manche Fische, Nager und Schlangen sich kurz vor einem Erdbeben eigenartig verhalten, war bekannt. Nun hat eine britische Biologin nachgewiesen, dass Kröten ein solches Ereignis mehrere Tage im Voraus ahnen. Im April 2009 studierte Rachel Grant die Fortpflanzung der Erdkröten (*Bufo bufo*) 74 Kilometer von L'Aquila (Italien) entfernt. Fünf Tage vor dem Erdbeben, das die Stadt zerstören sollte, hatten 96 Prozent der Männchen den Ort der Paarung verlassen – ein äusserst ungewöhnliches Verhalten während der Paarungszeit. Drei Tage vor dem Erdbeben hatten alle Paare den Teich verlassen. «Wir schliessen daraus, dass die Erdkröten die Vorzeichen eines Erdbebens wie das Ausreten von Gasen und Partikeln registrieren. Sie nehmen sie als eine Art Frühwarnung wahr», sagt Rachel Grant.

Landwirtschaft und Fischzucht – ein starkes Duo

Während die Fischvorräte weltweit zurückgehen, hängen Millionen Armer für ihre Ernährung und ihren Verdienst vom Fischfang ab. Einen Ausweg aus dieser Misere der Ernährungssicherheit bietet die in Asien bereits weit verbreitete Aquakultur. Gekoppelt mit Landwirtschaft kann sie auch zu einer produktiveren Zucht führen.



Jörgen Schytte/STI Pictures

Personalintensiv

Die Bedeutung der Binnenfischerei an Land wird häufig unterschätzt. Offiziell werden 10 Millionen Tonnen Süßwasserfische pro Jahr gefangen. In Wirklichkeit dürften es sich um 20 bis 30 Millionen Tonnen handeln, weil sich der Fang zahlreicher Kleinfischer nicht in den Statistiken niederschlägt. Zwar ist die gefangene Menge kleiner als die rund 80 Millionen Tonnen, die die Meeresfischerei an Land zieht. Allerdings stehen bei der Binnenfischerei viel mehr Menschen in Lohn und Brot als in der Meeresfischerei. Viele dieser Stellen sind überdies von Frauen besetzt. Der Fischfang an sich ist eher eine Männerangelegenheit, Frauen sind in den sekundären Aktivitäten wie Fisch-trocknen und Verkauf stark vertreten.

Auch in Afrika fasst die Aquakultur langsam Fuss, schafft Stellen und bekämpft die Unterernährung: Allein diese Anlage in Ghana beschäftigt 20 Frauen und 30 Männer

(jls) Die Liste der vom Aussterben bedrohten Fischarten wird jedes Jahr länger: Unter ihnen der Mekong-Riesenwels, der Rote Thon, der Stör oder verschiedene Arten Haie, Rochen und Zackenbarsche. Meere, Seen und Flüsse verlieren nach und nach ihre Fische. Laut dem Umweltprogramm der Vereinten Nationen sind bis 2050 alle Fischfangunternehmen der Welt verschwunden, werden nicht rasch geeignete Massnahmen ergriffen, um eine nachhaltige Bewirtschaftung dieses Sektors sicherzustellen.

Der Rückgang der Fischgründe ist hauptsächlich auf Überfischung zurückzuführen. Doch auch Umweltsünden bedrohen das Leben im Wasser stark: Verschmutzung, Bau von Staudämmen, Wasserentnahme für Bewässerung, Einführung invasi-

ver Arten, welche die lokale Fauna verdrängen, oder aber die negativen Auswirkungen des Klimawandels wie etwa die Übersäuerung der Ozeane.

170 Millionen leben davon

Ein Zusammenbruch des Fischfangs hätte für die Entwicklungsländer katastrophale Folgen. Die Gesundheit einer Milliarde Armer hängt vom Konsum von Fischen und ihrem tierischem Eiweiss ab, das oft billiger ist als Fleisch und bisweilen sogar gratis. Fisch enthält ausserdem Spurenelemente und Vitamine (Eisen, Jod, Zink, Kalzium, Vitamin A und B), die in einer auf Getreide oder Leguminosen beschränkten Grundernährung fehlen. In manchen Ländern wie Bangladesch, Kambodscha, Laos, Sierra Leone oder Indonesien ist Fisch

gar die Hauptproteinquelle der Bevölkerung. Ausserdem geben der Fischfang und die damit verbundenen Aktivitäten weltweit 170 Millionen Menschen Arbeit. Etwa 86 Prozent von ihnen leben in Asien. Die meisten Fischer betreiben parallel dazu Landwirtschaft. Dank dieser Diversifikation der Produktion sind sie gegen die Launen des Klimas und der Wirtschaft besser gewappnet. Vernichtet Trockenheit eine Ernte, kann der Fischfang der Familie das Überleben sichern. Er hat den Vorteil, dass man ihm unabhängig von der Jahreszeit nachgehen kann. Die Haushalte in ländlichen Gebieten verfügen damit über eine «Aquabank»: Sie können zu jeder Zeit Fisch fangen, wenn sie Geld benötigen, um beispielsweise Nahrungsmittel, Saatgut oder Medikamente zu erwerben.

Aquakultur zur Bekämpfung des Hungers

Die Weltbevölkerung nimmt ständig zu und isst immer mehr Fisch. «Die Nachfrage ist so gross, dass dafür die natürlichen Fischgründe nie ausreichen. Der Wildfang hat seine Obergrenze erreicht», warnt Patrick Dugan, Vizedirektor des WorldFish Center. Die in Malaysia stationierte Nichtregierungsorganisation sieht zwei Wege, um eine Verschlimmerung der Lebensmittelkrise zu vermeiden: «Einerseits muss man die Fangfischerei unterstützen, andererseits überall dort, wo dies möglich ist, Aquakultur entwickeln.»

Bereits heute stammt die Hälfte des weltweit konsumierten Fisches aus Aquakulturen. Dieser Bereich hat sich in den letzten zwanzig Jahren expansiv entwickelt. Praktisch alle Fischfarmen befinden sich in Asien, hauptsächlich in China, Vietnam, Thailand, Indonesien und auf den Philippinen. Meist handelt es sich um kleine oder mittlere Unternehmen (KMU). Produziert werden vor allem Garnelen und Süsswasserfische wie Tilapia und Pangasius.

In Afrika südlich der Sahara dagegen befindet sich die Aquakultur erst im Anfangsstadium. Ihre Ausbreitung ist jedoch unabdingbar im Kampf gegen die Unterernährung. Es ist diejenige Region, in der weltweit gesehen zurzeit am wenigsten Fisch konsumiert wird. Rasch entwickelt sich die Fischzucht in rund zehn Ländern, darunter Uganda, Mosambik, Malawi und Nigeria.

Fische mitten in den Feldern

«Aquakultur kann auf verschiedene Arten zur Ernährungssicherung und zur Armutsreduktion in den Entwicklungsländern beitragen», sagt Patrick Dugan. In Stadtnähe angesiedelte Fischfarmen sichern die Versorgung der städtischen Bevölkerung. Oft handelt es sich um KMU, die exklusiv Fisch verkaufen. Sie schaffen zahlreiche Arbeitsplätze



Fisch und Reis sind die zwei wichtigsten Grundnahrungsmittel in Bangladesch, wo die Menschen gar von sich sagen, dass sie aus «Reis und Fisch» entstanden seien

nicht nur in der Fischzucht, sondern in der sich daran anschliessenden Wertschöpfungskette wie etwa in der Verarbeitung oder im Vertrieb des Fisches.

Eine andere Möglichkeit besteht darin, die Aquakultur in die Landwirtschaft zu integrieren. Legt ein Kleinbauer auf seinem Land einen Fischteich an, zieht er vielfältigen Nutzen daraus: Er fängt den Fisch, ernährt damit seine Familie und kann den Rest auf dem lokalen Markt verkaufen. Den Bodensatz des Teichs – ein nährstoffhaltiger natürlicher Dünger – bringt er auf seinen Feldern aus. Und schliesslich schafft er sich damit eine Wasserreserve, mit der er seine Kulturen bewässern kann, wenn zu wenig Niederschlag fällt.

«Aquakultur in kleinem Rahmen erhöht dank einer verbesserten Wasser- und Bodenbewirtschaftung die Ertragskraft des Bauernbetriebs», unterstreicht Patrick Dugan. Das grösste Hindernis ist finanzieller Art: Die Einführung solcher integrierter Systeme erfordert technische Unterstützung in einem Ausmass, das Kleinbauern nur selten zugänglich ist. Für Patrick Dugan ist deshalb klar: «Fischzucht kann sich bei der Landbevölkerung ohne Hilfestellung von aussen nicht entwickeln.» ■

(Aus dem Französischen)

Die Jangtse-Göttin ist verschwunden

Die Population des ausschliesslich im Jangtse lebenden Chinesischen Flussdelfins ist seit den 1970er-Jahren ständig zurückgegangen. 2006 wurde eine von der DEZA mitfinanzierte internationale Wissenschaftsexpedition organisiert, die die letzten Exemplare dieses Wassersäugetiers erfassen sollte. Die Forscher suchten den chinesischen Strom während sechs Wochen ab. Trotz bester Ausrüstung fanden sie nicht einen einzigen Flussdelfin. Wahrscheinlich ist die Tierart für immer verschwunden. Die wichtigsten Gründe dafür sind die extreme Verschmutzung des Yangtse, das Fehlen einer Fischereigesetzgebung und der zunehmende Schiffsverkehr. Zudem hat der Bau des Drei-Schluchten-Damms den Lebensraum der «Jangtse-Göttin» definitiv zerstört.

Bienen, Tsetsefliegen und Wanderheuschrecken

So klein sie sind, so gross ist ihr Einfluss auf das Leben und die Gesundheit von Mensch und Tier, insbesondere in den Tropen : Ob Krankheitsüberträger, Schädling oder Nützling – Insekten sind das zentrale Thema am icipe-Forschungsinstitut in Nairobi. Nicht als Selbstzweck, sondern immer in Zusammenhang mit Entwicklung und Umwelt. Institutsleiter Christian Borgemeister im Gespräch mit Gabriela Neuhaus.



Christian Borgemeister

leitet seit 2005 das Afrikanische Insekten-Forschungsinstitut für Nahrung und Gesundheit icipe in Nairobi. Nach Abschluss seines Studiums forschte er 1992 bis 1997 am International Institute for Tropical Agriculture (IITA) in Benin im Bereich Integrierte Schädlingsbekämpfung, bevor er 1998 als Entomologie-Professor an der Universität von Hannover lehrte. Die Arbeit des icipe basiert auf dem Engagement für die Gesundheit von Mensch, Tier, Pflanze und Umwelt. Im Zentrum steht dabei die tropische Insektenforschung im Dienste der Entwicklung. Finanziert wird das Forschungsinstitut von einem Geberkonsortium, das sich aus privaten, sowie UN- und staatlichen Hilfsorganisationen – darunter die DEZA – zusammensetzt.



In Afrika zerstören regelmässig riesige Heuschreckenschwärme ganze Ernten. Um die Insekten zu bekämpfen, versucht die Forschung unter anderem, das Verhalten der Insekten zu manipulieren.

«Eine Welt»: Am icipe beschäftigt man sich im Rahmen von Entwicklungszusammenarbeit mit Insekten. Wie ist dieser Zusammenhang zu verstehen?

Christian Borgemeister: Insekten haben in den Tropen als Schädlinge wesentlich grössere Bedeutung als in gemässigten Breiten. Ein Beispiel dafür ist die biblische Heuschreckenplage. Zweitens sind Insekten Überträger von zahlreichen infektiösen Krankheiten. Das wichtigste Beispiel dafür ist Malaria, die allein in Afrika jährlich eine Million Tote fordert. Aber Insekten können auch nützlich sein. Bienen zum Beispiel spielen weltweit eine enorm wichtige Rolle für die Bestäubung.

Das icipe baut auf «intelligente» Methoden für die Bekämpfung schädlicher Insekten. Was heisst das?

Nur wer seinen Feind versteht, kann ihn intelligent bekämpfen: Ein grundsätzliches und detailliertes Verständnis der Biologie, Ökologie und insbesondere des Verhaltens eröffnet Möglichkeiten für eine intelligentere und nachhaltigere Bekämpfung von schädlichen Insekten. Wir arbeiten seit 40 Jahren an dieser Fragestellung und unser Ziel war stets, Insekten auf der Basis der Natur zu bekämpfen, durch die Manipulation ihres Verhaltens und nicht bloss mit synthetischen Insektiziden.

Wie sieht solch «intelligente» Bekämpfung in der Praxis aus?

Die Wanderheuschrecke zum Beispiel bekämpfen wir mit einem Pheromon, das sie selber ausscheidet. Dieser Duftstoff, gezielt eingesetzt, verhindert die gefürchtete Schwarmbildung. Ein weiteres Beispiel ist die Tsetsefliege, Überträgerin der Schlaf-

krankheit sowie der Tierseuche Nagana, der in Afrika jährlich etwa drei Millionen Rinder zum Opfer fallen. Unsere Forschung zeigte, dass die Savannen-Arten dieser Fliegen von blau-schwarzen Farben sowie vom Urinduft des Viehs angelockt werden, also kreierte wir entsprechende Fallen. Für die Nomaden und ihre Tiere mussten wir eine andere Lösung finden: Statt nach einem Geruch, der die Tsetsefliegen anzieht, suchten wir nach etwas, das sie vertreibt. Fündig wurden wir bei einer Antilopenart, die sich die Fliegen durch körpereigene Duftstoffe vom Leib hält. Am icipe haben wir die entsprechenden Moleküle identifiziert, analysiert, synthetisiert und in eine kleine Kapsel gepackt, die, an einem Halsband getragen, die Kuh vor den Fliegen schützt.

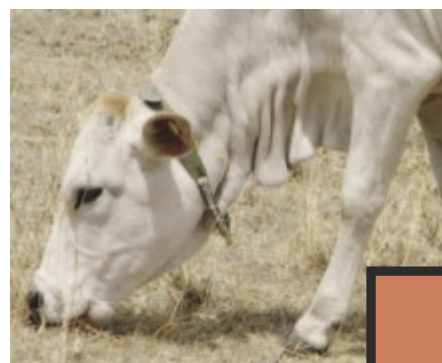
Wie werden diese Fallen und Halsbänder schliesslich eingesetzt?

Unsere Arbeit besteht aus einer Kombination von Forschung und der Sicherstellung, dass diese auch die Zielgruppen erreicht. Es macht wenig Sinn, wunderbare Technologien zu entwickeln, die nicht an den Mann oder an die Frau gebracht werden können. Dies ist unsere Schlüssel-Schlussfolgerung aus 15 Jahren Forschung an der Tsetse-Technologie. Für die Herstellung der Fliegenfallen haben wir zum Beispiel im Rahmen eines breit angelegten Feldforschungsprojekts Schneider ausgebildet, damit sie die Stofffallen selber nähen können; die

stagnierende Wasserflächen aufsaugen, einen Teil der Brutgebiete vernichten. Beim dritten Beispiel setzten wir räuberische Fische ein, um die Mückenpopulationen in kleinen, durch die Ziegelherstellung entstandenen Tümpeln zu reduzieren. Diesen drei unterschiedlichen Ökosystemen gemeinsam ist, dass 90 Prozent der Brutgebiete von Menschen gemacht wurden. Die alte These, man müsse die Sümpfe trocken legen, um die Mücken loszuwerden, ist falsch: Es sind primär von Menschen gemachte Veränderungen der Umwelt, die



Mit blau-schwarzen Fallen werden Tsetsefliegen angezogen – mit Halsbändern, die mit dem Duftstoff einer Antilopenart versehen sind, werden die gleichen Fliegen verschreckt



Brutgebiete kreieren. Folgerichtig können wir diese auch mit anthropogenen Eingriffen wieder reduzieren.

Welches sind die wichtigsten Forschungsprojekte des icipe?

Die zunehmende Nahrungsmittelknappheit und der Klimawandel werden in Afrika zu einem massiven Zuwachs an bewässerter Landwirtschaft führen. Damit die erwarteten Ertragssteigerungen nicht von einer Gesundheitskatastrophe begleitet werden, verursacht durch explosionsartig sich vermehrende und Krankheiten übertragende Mückenpopulationen, müssen medizinische und landwirtschaftliche Forschung und Entwicklung vermehrt integriert und systembezogen arbeiten. Ein weiterer Punkt ist die Diskussion um die notwendigen Ertragssteigerungen in der Landwirtschaft. Da ist unserer Meinung nach ein ganz entscheidender Denkfehler drin: In Afrika gehen 30 bis 40 Prozent der potenziellen Erträge vor und nach der Ernte durch Schädlinge und Krankheiten verloren. Würde man hier mit intelligenten Verfahren eingreifen, müsste kein zusätzlicher Dünger auf die Felder geworfen und keine einzige zusätzliche Hektare Land entwaldet werden. Ein dritter Schwerpunkt sind die Erforschung von Tropenkrankheiten und der Aufbau von wissenschaftlicher Kapazität zu deren Bekämpfung. ■

Forschungslabor

Infektionskrankheiten, die von blutsaugenden Insekten übertragen werden, nehmen weltweit zu. Viele von ihnen – darunter Dengue-Fieber, Rift Valley Fieber oder Onyong-nyong – treten in Tropenregionen gehäuft auf, wo es auch regelmässig zu Epidemien mit Todesopfern kommt. Mit früherer Diagnose, rechtzeitiger Behandlung und vertieften Kenntnissen der Übertragungswege lassen sich die Auswirkungen dieser Krankheiten stark verringern. Allerdings fehlt es in den am meisten betroffenen Regionen oft am notwendigen Know-how, viele dieser Krankheiten sind bis heute wenig erforscht. Mit Unterstützung der DEZA baut das icipe nun in Nairobi ein Biosicherheitslabor. Damit werden die Forschungskapazitäten vor Ort gefördert und ein Grundstein zur wirksameren Bekämpfung dieser Krankheiten gelegt.

«Nur wer seinen Feind versteht, kann ihn intelligent bekämpfen.»

Geruchskomponente ist in einer einfachen Plastikflasche. So können die Dörfer die Technologie als ihre eigene aufnehmen und weiter führen.

Sie legen auch grossen Wert darauf, dass Massnahmen immer an den Kontext angepasst erfolgen müssen.

Ein Beispiel: In Kenia haben wir drei Projekte, in denen wir ökosystem-spezifische Portfolios für die Bekämpfung von Malaria entwickeln. So haben wir festgestellt, dass in der Feriendestination Malindi an der Küste Restwasser in Swimmingpools Brutstätten für Moskitos waren. Im grossen Bewässerungsgebiet um Mwea konnten wir mit der Einführung von Sojabohnen auf Reisfeldern, die

Humanitäre Hilfe auf Maultierrücken

In unwegsamem Gelände fühlen sich Maultiere sozusagen pudelwohl und können zu wertvollen Gehilfen der humanitären Hilfe werden. Nach den Erdbeben in Pakistan im Jahr 2005 setzte die Schweiz auf die agilen Einhufer, um Hilfsgüter in abgeschnittene Bergdörfer zu bringen. Trotz einigen Startschwierigkeiten ein gelungenes Unterfangen.

(jls) Am 8. Oktober 2005 wurde Pakistan von einem der schlimmsten Erdbeben seiner Geschichte heimgesucht. Dabei wurde der Norden des Landes vollständig zerstört. Die Humanitäre Hilfe der Eidgenossenschaft schickte rasch 200 Tonnen Material nach Balakot, einer besonders stark betroffenen Stadt.

Die Hauptschwierigkeit in logistischer Hinsicht bestand darin, in die völlig isolierten Bergdörfer der Region zu gelangen. Die Zufahrtsstrassen waren zerstört oder von Erdrutschen blockiert. Helikopter konnten der gebirgigen Verhältnisse wegen weder landen noch Hilfsgüterpakete abwerfen – sie wären schlicht die steilen Hänge hinuntergerutscht. Um die Hilfsbedürftigen zu erreichen, erwarb die DEZA deshalb 18 Maultiere in einer anderen Region Pakistans. Diese Tiere sind robust, genügsam und haben einen sicheren Tritt im Gebirge.

Packsättel der Schweizer Armee

Ein erster Konvoi verliess Balakot am 14. Oktober. Die Maultiere trugen Zelte, Matten, Decken und Küchenmaterial in ein auf 1600 m ü. M. gelegenes Dorf. Allerdings tauchten unterwegs verschiedene Probleme auf. Das rudimentäre Zaumzeug musste immer wieder zurechtgerückt werden. Die Lasten waren zu gross und zu unausgeglich aufgepackt. Und die Packseile scheuerten das Fell der Maultiere durch.

«Ich realisierte, dass unseren Maultiertreibern die nötigen Fähigkeiten fehlten und dass das Sattelzeug ungeeignet war. Deshalb stellten wir die Rettungskolonnen während einer Woche ein, um diesen Mangel zu beheben», erzählt Rudolf Nydegger, Logistik-Beauftragter der DEZA. Die Schweizer Armee schickte ledernes Pferdegeschirr, und die Maultiertreiber wurden in aller Eile vor Ort im Zäumen, Führen und Pflegen der Tiere geschult.

Schliesslich wurden etwa zwanzig weitere Konvois organisiert. Die Reise dauerte in der Regel jeweils einen Tag. «Von da an arbeiteten wir viel professioneller. Mit einer Maximallast von 60 Kilo pro

Tier und anständigem Material liess sich die Katastrophenhilfe perfekt abwickeln», erinnert sich Rudolf Nydegger stolz. Nachdem das Material verteilt war, übergab die DEZA die Maultiere den Dorfbewohnern, achtete aber darauf, dass man sie tiergerecht behandelte, ausreichend fütterte und sie einen geeigneten Stall erhielten. ■

(Aus dem Französischen)



Nach dem Erdbeben in Pakistan schafften Maultiere, was weder für Helikopter noch Camions möglich war: Sie brachten Hilfsgüter zu den Menschen in abgelegenen Regionen

Zum Umfallen müde Arbeitskräfte

Pferde, Esel und Maultiere gehören in den Entwicklungsländern zu den Schwerarbeitern. Rund 100 Millionen Einhufer werden Tag für Tag zum Personen- und Gütertransport eingesetzt, ziehen Pflüge oder Karren. Millionen armer Familien brauchen sie, um ein kärgliches Einkommen zu erzielen. Laut Brooke, einem britischen Verein für tiermedizinische Hilfe, sind viele dieser Tiere gesundheitlich angeschlagen. Sie leiden unter Infektionen und Verletzungen, sind dehydriert, unterernährt oder der schweren Lasten wegen völlig erschöpft. Oft haben ihre Halter keinen Zugang zu einem Tierarzt, weil er zu teuer wäre oder die Anfahrtswege zu lang sind. Brooke arbeitet mit der ländlichen Bevölkerung, um Gesundheit und Haltung der Zugtiere zu verbessern.

Facts & Figures



Jean-Baptiste Rabouan/hemis/af

Links

www.livestocknet.ch

Im Netzwerk LivestockNet sind die meisten Schweizer Akteure vertreten, die sich mit Viehzucht in den Entwicklungs- und Schwellenländern beschäftigen.

www.worldfishcenter.org

Das von Malaysia aus wirkende WorldFish Center hat sich zum Ziel gesetzt, Armut und Hunger durch Verbesserung von Fischfang und Aquakultur zu bekämpfen.

www.swisstph.ch

Forscher des Schweizerischen Tropen- und Public-Health-Instituts (Swiss TPH) studieren die Schnittstelle zwischen Tiergesundheit und menschlicher Gesundheit.

Die Zukunft gehört dem Kamel

Dank seiner speziellen Konstitution ist das Kamel dasjenige Nutztier, das die Klimaerwärmung am besten verträgt. Es kann seine innere Körpertemperatur regulieren und sich so den extremen Temperaturschwankungen in der Wüste anpassen. Es kann Lasten

von 200 Kilo über lange Distanzen tragen, ohne dass es unterwegs getränkt werden müsste. Das Lasttier begnügt sich mit wenig Futter und kann an drei Meter vom Boden entfernten Ästen fressen. Zudem liefert es Milch, Fleisch und Wolle. In von Versteppung bedrohten

Gebieten ersetzen immer mehr Viehzüchter ihre Rinder- oder Zebuherden durch Dromedare. Innerhalb von dreissig Jahren stieg ihre Zahl in Somalia von 3 auf 6 Millionen, und in Niger von 800 000 auf 1,6 Millionen.



Chris Keulen/af

Einige Schlüsselzahlen

- Der weltweite Nutztierbestand beträgt über 1,7 Milliarden Stück.
- Ein Drittel des weltweit produzierten Getreides ist zur Viehfütterung bestimmt.
- Rund 60% der landwirtschaftlich nutzbaren Fläche werden für die Viehzucht eingesetzt (Weiden und Futtermittelproduktion).
- In den 1970er-Jahren lag in der öffentlichen Entwicklungshilfe der Anteil zugunsten der Viehzucht bei 12 bis 15%; er sank auf 2% im Jahr 2000 und ist seither wieder leicht angestiegen.
- Zwischen 1961 und 2005 stieg der Pro-Kopf-Fischkonsum in den industrialisierten Ländern von 17 auf 24 Kilo und in den Entwicklungsländern von 5 auf 14 Kilo.

Neue und wiederauftretende Zoonosen

Die Anzahl Zoonosen ist weltweit am Zunehmen. Manche sind neu, das Nipah-Virus zum Beispiel, welches in der Intensivmast von Schweinen in Malaysia aufgetaucht ist. Andere, die bisher nur bei Tieren aufgetaucht sind, werden unter bestimmten Umständen auch auf Menschen übertragen. Dazu gehört das Schwere Akute Atemwegssyndrom SARS. Bekannte Zoonosen tauchen wieder auf oder verbreiten sich in neuen Gebieten. So flammt zur Zeit in Ost-europa die Tollwut wieder auf. In Ostafrika ist wegen Tiertransporten von Rindern, die mit Trypanosomiasis angesteckt sind, die zoonotische Schlafkrankheit beim Menschen wieder aufgetaucht. Die Zunahme der Zoonosen geht vor allem auf die Intensivierung der Viehzucht, die Zunahme der Migration von Mensch und Tier, Veränderungen der Umwelt und ungenügende Verfügbarkeit von Mitteln zur Bekämpfung dieser Krankheiten zurück.



Markus Kirchgesner/af

Fleischesser im Vormarsch

Zwischen 1980 und 2005 ist der Fleischverzehr in den Entwicklungsländern von 14 auf 31 Kilo pro Kopf und Jahr hochgeschwollen. Diese Werte liegen aber weiterhin unterhalb derer industrialisierter Länder, wo sie von 76 auf 82 Kilo anstiegen. Der Anstieg spitzt sich jedoch in Ländern wie China (von 14 auf 60 kg) und Brasilien (von 41 auf 81 kg) markant zu. Einzig in Afrika südlich der Sahara ist ein Rückgang zu verzeichnen (von 14 auf 13 kg). Berücksichtigt man den Gesamtverbrauch pro Region, stehen die Entwicklungsländer aufgrund der Grösse ihrer Bevölkerung bereits an der Spitze. Bis 2020 werden sie fast 200 Millionen Tonnen Fleisch pro Jahr verzehren, die industrialisierten Länder rund 110 Millionen Tonnen.

Eingeklemmt zwischen Giganten



Paul Henn/lat

Die Mongolei ist mit über drei Millionen Einwohnern auf einer Fläche, die fast 38-mal so gross ist wie die Schweiz, extrem dünn besiedelt. Traditionell leben die Mongolen als Nomaden, das Land ist von Landwirtschaft und Viehzucht geprägt. Das Ende des Sozialismus und die Einführung der Demokratie und der freien Marktwirtschaft veränderten das Land in den letzten zwei Jahrzehnten dramatisch und vergrösserten die Schere zwischen Stadt und Land, Arm und Reich. Von Petra Aldenrath*.

In das Tal, in dem die Mongolin Ganaa lebt, führt keine asphaltierte Strasse. Mit einem Geländewagen geht es über holprige Wege, über Gräser und Steppen, quer durch steile, bewaldete Hänge und durch Flüsse. Ganaa lebt nur 35 Kilometer östlich von Ulaanbaatar im Tuul-Tal, doch die Unterschiede zwischen da und der mongolischen Hauptstadt sind immens.

Seit den 1990er-Jahren, als die kommunistische Herrschaft endete, die Mongolei demokratisch und eine freie Marktwirtschaft eingeführt wurde, liessen sich in den Kreisstädten, und vor allem in der Hauptstadt Ulaanbaatar mehr und mehr Firmen aus dem In- und Ausland nieder. Die mongolische Hauptstadt begann zu wachsen. Vor gerade mal 15 Jahren starteten die Menschen in Ulaanbaatar noch jedem Auto bewundernd hinterher, heute sind die Strassen in Ulaanbaatar chronisch verstopft.

Angezogen von der Aussicht auf einen gut bezahlten Job verlassen immer mehr Nomaden die Steppe und lassen sich in der Stadt nieder. 1994 lebten in Ulaanbaatar etwa 350 000 Menschen, heute sind es rund 1,3 Millionen. In der Innenstadt machen Geschäfte, Kneipen, Bars auf, Künstler eröffnen Ateliers. Die jungen städtischen Leute kleiden sich heute nach westlichem Stil, viele Ältere dagegen tragen oft noch den traditionellen, bunt bestickten, aus vielen Schichten bestehenden «Del».

Während die Innenstadt immer moderner und reicher wird, haben sich an den Stadträndern slumartige Siedlungen gebildet. Aus der Steppe weggezogene Nomaden schlagen dort ihre Rundzelte neben Wellblechhütten auf, Kinder spielen im verschmutzten Kanal, Autos schlängeln sich um grasende Schafe und Ziegen.

«Ulaanbaatar ist für den Ansturm der vielen Men-



Mit der Aussicht auf einen gut bezahlten Job ziehen viele Nomaden mit ihren Jurten in die Hauptstadt Ulaanbatar. Ganaa (oben links) wählte den umgekehrten Weg, zog ins abgelegene Tuul-Tal und hat nun den eingefleischten Kommunisten Batlaa als Nachbarn.

schen nicht gemacht», sagt Ganaa, während sie ein paar Hühner zurück in ihren Verschlach scheucht. «Es fehlt an sozialen Einrichtungen wie Krankenhäusern und Schulen. In manchen Klassen nehmen bis zu 60 Kinder am Unterricht teil. In den harten kalten Wintermonaten werden immer mehr Kinder in den Heizungsschächten der Stadt entdeckt. Sie hausen dort, um nicht zu erfrieren. Während der Sozizeit haben wir alle sechs Stunden am Tag gearbeitet. Die Leute waren alle gleich. Sie haben Geld verdient, aber alle waren gleich.»

Wenig Regen, extreme Kältewellen

Ganaa ist in der Stadt aufgewachsen. Ihr Mann arbeitete als Lehrer. Als er starb, verkaufte sie ihre Sachen, kaufte sich ein paar Schafe und Rinder und zog aufs Land. Während die meisten Nomaden heute in die Stadt strömen, machte Ganaa genau das Gegenteil. Als sie Mitte 50 war, entschied sie sich bewusst für das Leben als Nomadin. Wie viele Mongolen, hat Ganaa eine grosse Familie. In der Zeit des Sozialismus wurde Kinderreichtum gefördert. Die Bevölkerung wuchs in nur 30 Jahren um 30 Prozent. Ganaa hat zehn Kinder in die Welt gesetzt. Kommt ihre ganze Familie – von den Brüdern bis zum Urenkel – zu Besuch, seien über 130 Menschen da, sagt sie stolz. Fast alle von ihnen leben in der Stadt. Auch von ihren eigenen Kindern hatte nur der älteste Sohn Lust, mit ihr hinaus aufs



Land zu ziehen und das Stadtleben gegen ein Nomadendasein zu tauschen. So begannen Ganaa und ihr Sohn Schafe zu scheren, Kühe zu melken, Käse und Butter zu stampfen und ihre Produkte auf dem Markt zu verkaufen. «Heute, in der Marktwirtschaft, kann nur gut leben, wer fleissig ist», sagt Ganaa. In dem weiten von sandfarbenen Hügeln umschlossenen Tal, in dem die Nomadin lebt, siedeln gerade mal sechs Familien.

Das Leben in der Steppe ist hart. Der Wind pfeift, es gibt weder warmes Wasser noch Telefon oder Strommasten. «Am schwersten ist der Winter», sagt Ganaa. In den letzten Jahren erlebte die Mongolei extreme Kältewellen. Das ganze Land war monatelang von Schnee und Eis bedeckt, mit Temperaturen von teilweise unter Minus 50 Grad. Für viele Nomaden enden die harten Winter in einer Katastrophe. Vieh gilt als wertvoller Besitz. In der kalten Jahreszeit aber sterben ganze Herden und die Nomaden verlieren damit alles.

In der Mongolei leben rund drei Millionen Menschen und es gibt rund 42 Millionen Stück Vieh. Die Steppen sind durch den hohen Tierbestand ausgemergelt und bis auf die Grasnarben abgefressen. Da es in den letzten Jahren in vielen Gebieten auch immer weniger regnete, wuchs das Gras nicht hoch genug und die Nomaden konnten nicht ausreichend Heu als Wintervorrat einfahren. Das Vieh hungerte und erfror.

Das Erbe des Dschingis Khan

Dschingis Khan vereinigte im 13. Jahrhundert die zerstrittenen mongolischen Stämme und gründete einen Staat. Mit seiner Reiterarmee eroberten er und seine Nachfolger muslimische Königreiche im heutigen Kasachstan, in Afghanistan, dem Iran und der Türkei. Sie herrschten in China und drangen bis an die Tore Wiens vor. Im 14. Jahrhundert zerbrach das Grossreich. Im südlichen Teil der Mongolei gewann China an Einfluss. 1911 wurde ein Vertrag abgeschlossen, der China bis heute offiziell die Kontrolle über die «Innere Mongolei» gibt. Der Rest der Mongolei erklärte sich unabhängig, stand aber faktisch unter Kontrolle der Sowjetunion. 1924 wurde die Mongolei ein kommunistischer Staat. Mit dem Zusammenbruch der Sowjetunion bildete sich auch in der Mongolei eine Opposition. 1989 endete die Herrschaft der Kommunisten und die Mongolei wurde eine demokratische Republik.





Steven Gallagher/latif

Für einstige Nomaden ist die Stadt ein hartes Pflaster, viele landen in der Armut

Begehrte Rohstoffe

Die Mongolei ist reich an Bodenschätzen. Es gibt Kohle, Kupfer, Erdöl, Zink, Gold und Silbervorkommen, die teils ungenutzt unter der Erde liegen. Um die Ausbeutung des Landes wird erbittert gekämpft. Ausländische Unternehmen versuchen, sich Rechte an Bergwerken zu sichern. In den vergangenen Jahren wuchs die Wirtschaft der Mongolei um teils über 10 Prozent jährlich, was vorab durch gestiegene Weltmarktpreise, etwa für Gold oder Kupfer, bedingt war. Die ärmeren Bevölkerungsschichten profitieren kaum vom Wirtschaftsaufschwung. Nach wie vor leben 40 Prozent der Mongolen unter der Armutsgrenze. Bürgerinitiativen und einige Parteien prangern einen Ausverkauf des eigenen Landes an Länder wie China oder Russland an, sowie Korruption und Machtmissbrauch. Der Unmut der Bevölkerung hat in der Vergangenheit teils zu gewalttätigen Ausschreitungen geführt.

Nomaden, die in den harten Wintern ihre Herden verlieren, wandern danach auf der Suche nach Arbeit oft ab in die Stadt. «Viele aber sind nicht gebildet, haben nichts gelernt, ausser Tiere zu hüten. Es ist schwer für sie, einen Job zu finden», weiss Ganaa. Auch ihr sind bereits Tiere verendet, doch nie ihr ganzer Bestand.

Solarenergie und Kuhdung

Vor Jahren haben sich Ganaa und ihr Sohn einen Jeep geleistet. Mit dem fahren sie nun vor Winterbeginn in die Stadt. Im letzten Jahr haben sie 400 Grasbündel und tonnenweise Futtermittel für das Vieh als Reserve für den Winter gekauft. Ganaa legt ein Fladenbrot auf den Ofen. Dazu gibt es Hammelfleisch und selbstgemachtes Joghurt. Das Rundzelt – der sogenannte Ger – von Ganaa wird mit Solarenergie und einem Ofen beheizt, der zugleich auch zum Kochen dient. Als Brennmasse dienen Holz oder getrockneter Kuhdung.

Ganaa und ihr Sohn haben es sich in ihrem Ger gemütlich gemacht. Ihre beiden Betten sind mit buntbestickten Decken geschmückt. Tagsüber dienen sie als Sitzgelegenheit. Auf einem Tisch stehen heisser Tee und Kekse, die aus hartem Käse gerollt wurden. In einem Regal sind Töpfe untergebracht, daneben steht eine Kommode mit Kleidern. Auch Radio und Fernseher fehlen nicht, sie werden mit einem Stromgenerator betrieben, eine Satellitenschüssel sorgt für Empfang. «Ich will mitbekommen, was in der Welt passiert», erklärt die Nomaadin.

Egal ob sie in der Stadt leben oder abgeschieden als Nomaden: Wenn Mongolen sich treffen, drehen

sich die Gespräche bald um Politik und Wirtschaft. Etwa zehn Minuten mit dem Pferd von Ganaas Ger entfernt, lebt der nächste Nachbar. Der 85-jährige Batlaa und seine Familie haben direkt am Fluss ihr Lager aufgestellt. Batlaa sitzt im Zelt und schaut zu, wie seine Schwiegertöchter die Eingeweide eines geschlachteten Schafes in einem Wasserbottich putzen.

Batlaa bezeichnet sich selber als einen eingefleischten Kommunisten. Er kann mit den modernen Zeiten nichts anfangen. Dass die jungen Leute in den Städten heute Bürgerinitiativen und Parteien gründen, für Gerechtigkeit und mehr Demokratie und gegen Korruption und Machtmissbrauch auf die Strasse gehen, ist ihm fremd. Wenn Batlaa könnte, würde er die Zeit gerne zurückdrehen. «Damals unter der sozialistischen Herrschaft wurde das kostenlose Schulsystem eingeführt, in den Kreisstädten gab es Krankenhäuser, alle waren gleich», sagt er. Für ihn waren es bessere Zeiten. Darüber, dass damals auch politische Säuberungsaktionen stattfanden, dass Menschen wegen ihrer Meinung umgebracht wurden, es keine Presse- oder Meinungsfreiheit gab, möchte Batlaa nicht reden. Der alte Nomade winkt ab.

Ausverkauf der Bodenschätze

Die Mongolei mit ihrer noch sehr jungen Demokratie ist im Umbruch. Ende 1980er-, Anfang 1990er-Jahre wurden ein Mehrparteiensystem und Wirtschaftsreformen eingeführt. «Doch unter der Demokratie und der freien Marktwirtschaft, geht heute der Absturz in die Armut oft schnell», sagt Ganaa. Auch sie schimpft über die Regierung, die korrupt sei und weit von einer echten Demokratie entfernt, über die Ungerechtigkeiten im Bergbau und darüber, dass die Regierung einen Ausverkauf an den Bodenschätzen betreibt und nur nach dem Geld ausländischer Investoren schaue, anstatt mongolische Unternehmen zu fördern. Doch zurück in die alten sozialistischen Zeiten, so wie ihr Nachbar, möchte Ganaa nicht.

Im Tuul-Tal beginnt es zu dämmern. Ganaa treibt die Tiere von der Weide in die Ställe. Morgen will sie in die Stadt, auf dem Wochenmarkt Eier, Käse und Milch verkaufen. Auch ein paar ihrer Kinder wird sie besuchen. Zurück in die Hauptstadt Ulaanbaatar ziehen, möchte Ganaa aber nie – sie will Nomaadin bleiben. «Wo sonst kann man riechen, wie der Kuhdung brennt, wo sonst herrscht solche Ruhe? In der Steppe», sagt Ganaa, «fühle ich mich frei.» ■

**Petra Aldenrath, gebürtige Baslerin, arbeitete bis vergangenen Sommer während fünf Jahren als ARD-Radiokorrespondentin für China und die Mongolei in Peking*

Aus dem Alltag von...

Felix Fellmann, Leiter des Kooperationsbüros und des Schweizer Konsulats in Ulaanbaatar

Unser Arbeitstag beginnt um 9 Uhr. Als erstes gehe ich mit der Sekretärin unseres Konsulats die Anträge durch. Anschliessend habe ich eine Besprechung mit meinem Stellvertreter Matthias Meier, der für das operationelle Geschäft zuständig ist. Heute geht es um die Evaluation unseres Projekts mit den Goldgräbern, die Planung der Phase 2011 bis 2013 sowie die Rekrutierung eines neuen Projektmanagers. Die DEZA engagiert sich seit drei Jahren im Kleinbergbau, von dem hier rund 100 000 Menschen leben und der bis anhin verboten war. Vor zwei Tagen hat das Parlament nun einer Legalisierung zugestimmt. Für uns ein Erfolg, der entsprechende Anpassungen in der Planung erfordert.

Für 11 Uhr hat mich der Staatssekretär ins Ausserministerium eingeladen. Er will, dass wir in unserem Stipendienprogramm Berufe berücksichtigen, die für die Mongolei von strategischem Interesse sind, wie zum Beispiel Mineningenieur, Mechaniker oder medizinische Fachleute. Als zweiten Punkt spricht er die zögerliche Marktentwicklung hierzulande an, wir diskutieren Möglichkeiten zur Verbesserung der Situation.

Mittlerweile ist es 12 Uhr. Die amerikanische NGO Mercy Corps stellt erste Resultate eines Projekts vor, das sie in unserem Auftrag durchführt:

«Dank Solarzellen empfangen Viehzüchter heute das TV-Programm auch in den abgelegensten Winkeln des Landes.»

Viehzüchter schliessen sich zusammen, um so bessere Preise für ihre Produkte wie Fleisch und Wolle zu erzielen, und gleichzeitig Güter wie Brennstoff, Zucker oder Salz zu günstigeren Bedingungen einkaufen zu können. Ein einfacher genossenschaftlicher Gedanke, aber erfolgreich. Beim anschliessenden Mittagessen tausche ich mich mit dem Direktor von Mercy Corps Mongolia über Entwicklungstendenzen aus. Die Frage, inwiefern solche ländlichen Entwicklungsprogramme ange-



sichts der Milliarden, die künftig aus dem Bergbau in die Staatskasse fliessen werden noch eine Chance haben, bleibt unbeantwortet.

Um 14 Uhr bin ich zurück im Büro, wo unsere Informationsbeauftragten Ideen für eine Umweltsensibilisierungs-Kampagne vorstellen. Das mongolische Staatsfernsehen hat uns für die Mitfinanzierung eines Programms über nachhaltige Weidenutzung kontaktiert. Dank dem Einsatz von Solarzellen empfangen Viehzüchter heute das TV-Programm auch in den abgelegensten Winkeln des Landes – eine höchst willkommene Anfrage also. Wir beschliessen, jungen Kunstschaffenden Kurzdokumentarfilme in Auftrag zu geben. Um halb fünf Uhr ziehe ich mich in mein Büro zurück, um den Eintretensantrag für ein neues Programm zu schreiben. Weil ich dafür absolute Ruhe brauche, hänge ich ein Schild mit der Aufschrift «Please do not disturb» an meine Tür. Das kam bei meinen mongolischen Mitarbeitenden anfänglich nicht gut an – heute akzeptieren sie meinen Rückzug. Schliesslich profitieren alle davon, wenn die Anträge in Bern durchkommen. Dafür muss ich unsere Ideen ins schweizerische Denksystem übersetzen, was höchste Konzentration erfordert.

Um halb sieben Uhr ist Feierabend. Ich halte mich strikt an die Zeit, weil unsere Kinder noch klein sind. Nach dem gemeinsamen Abendessen schlafen sie schon bald. Während sich meine Frau per Skype mit ihrer Familie in Honduras unterhält, lese ich. Um zu erfahren, was sonst noch auf der Welt geschieht, schauen wir kurz Deutsche Welle, bevor auch unser Tag zu Ende ist. ■

(Aufgezeichnet von Gabriela Neuhaus)

Das Programm

Das DEZA-Engagement in der Mongolei fing im Jahr 2001 an: Damals leistete die Schweiz Nothilfe für Viehzüchter, die ihre Tiere und damit die Lebensgrundlage durch den «Dzud» (äusserst schneereicher Winter) verloren hatten. Seither wurde die humanitäre Hilfe schrittweise in Programme der Entwicklungszusammenarbeit überführt und ausgebaut. 2004 eröffnete die DEZA in Ulaanbaatar ein Kooperationsbüro. Zentrale Themen der Zusammenarbeit sind die Unterstützung von Viehzüchtern, die Verbesserung der Nahrungssicherheit durch ein Kartoffelzucht-Programm sowie die Förderung des zweiten und dritten Sektors, z.B. mittels Berufsbildungsprogrammen. www.deza.admin.ch (Länder; Mongolei) www.swiss-cooperation.admin.ch/mongolia

Das heisst nicht, dass die Männer weniger gut sind

In Zamyn Uud, an der Südspitze der Mongolei, dauern die extremen Hitzetage mit Temperaturen von an die 50 Grad Celsius an – das Wetter ist fast lebensbedrohlich. Seit drei Jahren verbringe ich hier meine Sommerferien, doch noch nie war es so heiss. Die Meteorologen scheinen tatsächlich Recht zu bekommen: Kurz nach der Dzud-Katastrophe (überharter Winter) sagten diese einen überdurchschnittlich heissen Sommer voraus. Vielleicht ist das nun eine der vielen Auswirkungen der Klimaerwärmung, die sich im internationalen Vergleich in unserem Land dreimal schneller zeigen. So nimmt denn auch die Zahl der Umweltschützer täglich zu. Auch wurden dieses Jahr, auf Geheiss des Präsidenten und sehr zur Freude der Bevölkerung, Baumpflanztage eingeführt.

Dass es mich in dieses kleine Dorf, welches sozusagen von einem «Meer aus Sand» eingeschlossen ist, verschlagen hat, hat seinen Grund: Mein Verlobter wurde vor drei Jahren beruflich hierher versetzt. Sobald meine Sommerferien beginnen, mache ich mich deshalb auf nach Zamyn Uud und besuche ihn. Obschon der Respekt gegenüber den Männern tief in unserer Kultur verwurzelt ist, geniessen mongolische Frauen viel mehr Autorität als die Frauen in anderen asiatischen Ländern. Individualismus und finanzielle Unabhängigkeit sind bei uns hoch entwickelt. In unserem Büro beispielsweise sind wir Frauen in der Überzahl. Wahrscheinlich gibt es bei uns auch mehr Frauen als Männer in Führungspositionen. Das heisst aber nicht, dass die Männer weniger gut als wir sind. Ich möchte damit nur betonen, dass die Frauen hier tun, was sie wollen und von niemandem abhängig sind oder kontrolliert werden. Diesbezüglich ähnelt die Mentalität der modernen Mongolen derjenigen der Europäer.

Die mongolische Jugend lässt sich in drei Kategorien unterteilen: Ländlich, urban und ausländisch. Es gibt viele Junge, die im Ausland aufgewachsen sind und nach wie vor dort leben und arbeiten. Dann gibt es auch viele, die auswandern, der besseren Ausbildung und der höheren Löhne

wegen. Unter diesen Ausland-Mongolen gibt es jene, die gut ausgebildet in ihre Heimat zurückkehren und andere, für die die Löhne hier zu wenig hoch sind und die sich deshalb lange im Ausland «verstecken». Doch alle sagen: «Irgendwann werde ich nur noch in meinem Heimatland leben.»



Khulan Khuderchuluun arbeitet als Journalistin in Ulaanbaatar für «Zuuny medee» (übersetzt Nachrichten des Jahrhunderts), eine der wichtigsten Tageszeitungen der Mongolei. In naher Zukunft möchte sie, neben ihrem Job, zusammen mit ihrem Verlobten eine Familie gründen, doch «reicht das Geld noch nicht». Unterkriegen lässt sich die 28-jährige deshalb aber nicht: «Wir Jungen glauben daran, dass wir von unseren Vorfahren die Geduld und die Fähigkeit geerbt haben, jede Schwierigkeit zu meistern.»

Die meisten jungen urbanen Menschen sind Studenten aus ländlichen Gebieten, die ihrem Dorfleben «untreu» geworden und nach Abschluss der Sekundarschule in die Hauptstadt geflüchtet sind. Genau wie ich. Als Mädchen vom Land schien mir vom ersten Tag in der Hauptstadt an alles – Strassen, Fahrzeuge, Menschen – farbenfroh und trendig. Nach vier Jahre Studium konnte ich zwischen mir und den anderen City-Girls keinen Unterschied mehr erkennen. Daran muss ich immer lächelnd zurückdenken, wenn ich jeweils im Herbst die neuen Studentinnen und Studenten auf ihrem Weg zur Uni beobachte.

Die ländliche Jugend bleibt ihrem Boden auch nach Schulabschluss treu, arbeitet in der Region, oder es sind solche, die sich für ein Leben als Viehzüchter entscheiden. Es gibt viele Gründe dafür, auf dem Land zu bleiben, beispielsweise weil man es nicht an eine höhere Schule schafft. Doch finden sich bei der Landjugend, das fällt mir als Journalistin auf, die grössten menschlichen Qualitäten. Sehr viele von ihnen sind äusserst gastfreundlich, unkompliziert und warmherzig. In den ländlichen Gebieten

der Mongolei trifft man sehr viele kindlich unverdor bene und grossherzige Junge. Bei uns sagen wir, dass diese Menschen eine «ungebrochene» Persönlichkeit besitzen. ■

(Aus dem Englischen)

Verlässliche Hilfe für Palästina-Flüchtlinge

Sechzig Jahre nach seiner Gründung ist die Arbeit des UNO-Hilfswerks für Palästina-Flüchtlinge im Nahen Osten UNRWA noch immer bitter nötig. Für die Schweiz ist dessen Unterstützung das längste humanitäre Engagement, das sie bisher eingegangen ist.



Die Hilfe des UNRWA, zu der auch die Verteilung von Nahrungsmitteln gehört, kommt rund 4,7 Millionen Menschen zugute

(mr) 62 Jahre nach Ausrufung des Staates Israel ist für die Palästina-Frage noch immer keine Lösung in Sicht. Die Situation spitzt sich gar zu, wie der gescheiterte Versuch einer pro-palästinensischen Flotte, den Gaza-Streifen mit Hilfsgütern zu beliefern, Ende Mai dieses Jahres einmal mehr der Welt vor Augen führte. Umso wichtiger ist auch heute noch die Unterstützung der Palästina-Flüchtlinge. Zu deren Betreuung war bereits 1948 ein Sonderfonds der UNO eingerichtet worden. Da dieser jedoch nicht ausreichte, gründete die UNO im Mai 1950 das Hilfswerk der Vereinten Nationen für Palästina-Flüchtlinge im Nahen Osten (UNRWA), welches seit da auch von der Schweiz finanziell unterstützt wird. Mittlerweile hilft das UNRWA mit Einrichtungen in Syrien, Libanon, Jordanien, dem Gazastreifen und Westjordanland, die Grundbedürfnisse von rund 4,7 Millionen Menschen zu befriedigen.

Von Nothilfe bis zur Entsendung von Expertinnen

Die Schweiz steuert dem Globalbudget des UNRWA jährlich rund zehn Millionen Franken bei und finanziert zudem einzelne innovative Pro-

jekte. Im Jahre 2004 stand an einer vom UNRWA und der DEZA in Genf gemeinsam organisierten Konferenz die künftige Ausrichtung der internationalen Hilfe im Mittelpunkt. Die verschiedenen Akteure beschlossen, ihre Zusammenarbeit zu verbessern und die Programmgestaltung des UNRWA gemeinsam zu optimieren. Seither nimmt die Schweiz eine führende Rolle bei der Umsetzung des Reformplans des Hilfswerks ein.

«Die Reform ist darauf ausgerichtet, die Management-Kapazitäten der gesamten Organisation zu verbessern, mit dem Ziel, den Flüchtlingen eine wirksamere Hilfe zu bieten», erklärt Véronique Bourquin, Programmbeauftragte der DEZA für das besetzte palästinensische Gebiet. Das Schweizer Engagement ist breit gefächert. Es reicht von der Nothilfe nach dem Krieg zwischen Israel und der Hizbollah im Jahr 2006 oder nach der Zerstörung des Flüchtlingslagers Nahr el-Bared als Folge von Kämpfen zwischen der libanesischen Armee und der islamistischen Gruppe Fatah al-Islam im Jahr 2007 bis hin zur Finanzierung des UNRWA-Verbindungsbüros in Genf und zur Entsendung von Expertinnen und Experten des Schweizerischen Korps für humanitäre Hilfe. ■

Grundschule und medizinische Versorgung

Die beiden Hauptpfeiler der Aktivitäten des UNRWA sind die Grundschulbildung und die kostenlose medizinische Grundversorgung. Soziale Leistungen werden an die sechs Prozent der Flüchtlinge entrichtet, die ihren Grundbedarf nicht selbst decken können. Ein Mikrofinanzprogramm versorgt Kleinunternehmen und arme Familien mit Krediten. Auch in die Nothilfe im Gaza-Streifen, im Westjordanland und in Ost-Jerusalem fließen regelmässig Mittel, insbesondere seit Beginn der zweiten Intifada im September 2000.

Aus patriarchalischen Denkmustern ausbrechen

Obwohl es den kubanischen Frauen in den letzten Jahren gelang, ihren Platz in der Gesellschaft zu erobern, bleibt die Gewalt gegen Frauen ein Problem. Das Centro Nacional de Educación Sexual Cenesex und deren Leiterin Mariela Castro Espín kämpfen in Kuba, aber auch weltweit für eine «verantwortungsvolle sexuelle Kultur». Ein Interview von Maria Roselli.



Mariela Castro Espín, 48, ist Direktorin des Centro Nacional de Educación Sexual (Cenesex) und Aktivistin für die Rechte Homosexueller. Sie ist die Tochter von Raúl Castro, dem amtierenden Staats- und Regierungschef Kubas, und von Vilma Espín. International bekannt wurde Mariela Castro durch ihren Einsatz für gleichgeschlechtliche Ehen und Geschlechtsumutationen. Sie ist Präsidentin der Kubanischen multidisziplinären Vereinigung für Sexualstudien (Socumes) und Exekutivmitglied der World Association for Sexual Health (WAS). Seit dem Tod ihrer Mutter ist sie zudem Präsidentin der kubanischen Frauenorganisation Federación de Mujeres Cubanas. Sie ist Herausgeberin der Zeitschrift «Sexología y Sociedad».



In Kuba, sagt Mariela Castro, sei Machismo immer noch stark verbreitet und fordert deshalb...

«Eine Welt»: In Zentralamerika ist Gewalt gegen Frauen und insbesondere die häusliche Gewalt stärker verbreitet als in anderen Regionen der Welt. Was kann dagegen unternommen werden?

Mariela Espín Castro: In erster Linie sind die Regierungen gefordert. Um das Problem zu lösen, müssen sie Gesetze ausarbeiten und Sozialpolitiken definieren. Es braucht eine Politik, die mehr Respekt gegenüber Frauen fordert und Missbrauch und Übergriffen vorbeugt. Und es braucht vor allem Gesetze, welche alle Frauenrechte sicherstellen, auch die wirtschaftlichen. Diese sind noch in vielen Ländern der Welt nicht gewährleistet. Auch in Europa wurden bisher bezüglich Lohngleichstellung keine grossen Fortschritte erzielt und das sind reiche Länder. In armen Ländern ist es noch viel gravierender. Zudem muss die Bevölkerung Zugang zu Dienstleistungen haben, mit denen professionelle Hilfe eingefordert werden kann und Missbrauchsfälle angezeigt werden können.

Der Bericht der UNO-Menschenrechtskommission von 2000 beanstandet, dass in Kuba nicht genügend statistische Daten zur Gewalt gegen Frauen vorlagen.

Das stimmt. Leider wurden bisher nur qualitative und keine quantitativen Studien zum Thema geführt. Die statistischen Daten würden es ermöglichen, das Ausmass der Problematik im Detail zu erfassen und somit Lösungen zu erarbeiten. Auch wir empfehlen dies unserer Regierung. Aber auch zum Thema Gewalt wurden Fortschritte erzielt – zum Beispiel durch die Einrichtung von speziellen Familiengerichten und Unterstützungszentren für die Opfer von Gewalt.

Oft findet Gewalt innerhalb der Familie statt. Mit welcher Sozialpolitik kann man häuslicher Gewalt einen Riegel schieben?

Nebst gezielten Regelungen braucht es eine gute Ausbildung für Richter und Anwälte. Wir haben festgestellt, dass sie oft gar nicht wissen, wie sie mit

der Situation umgehen sollen. Sie machen dann die Frauen und Kinder zu Schuldigen, dabei sind sie die Opfer der Gewalt. Auch auf Erziehungsebene muss gearbeitet werden, um einen Kulturwechsel im Umgang mit geschlechtsspezifischen Problemen zu bewirken. Etwa indem man aufzeigt, wie man mit althergebrachten patriarchalischen Denkmustern bricht. Männer geniessen grössere Freiheiten und neigen dazu, Probleme durch Gewalt zu lösen. Das ist ein gesellschaftliches Problem, das klare Antworten verlangt. In diesem Sinn ist Bildung von grundlegender Bedeutung.

Was macht Kuba, um die Situation in den Griff zu kriegen?

Unser Land ist von einer patriarchalischen Kultur geprägt. Doch es gibt historische Kontexte, die das ganze Szenario verändern. Seit den Sechzigerjahren gibt es in Kuba Gesetze zur Förderung der Frauenrechte. Leider ist der Machismo immer noch stark verbreitet. Studien belegen, dass die aufgebauten Strukturen notleidenden Menschen tatsächlich helfen. Sie sind die Anlaufstellen für misshandelte Frauen und Kinder. In den Städten funktionieren diese Einrichtungen gut. In ländlichen Gebieten hingegen ist es schwieriger, Hilfe zu suchen. In den letzten Jahren wurde viel, aber nicht genügend getan. Auch bei Cenesex arbeiten wir daran.

Welche Projekte verfolgt Cenesex hauptsächlich?

Es braucht eine stärkere Politik der sexuellen Aufklärung, vor allem in den Schulen. Familien- und Öffentlichkeitsarbeit müssen mit grösserem Engagement vorangetrieben werden. Medienarbeit spielt eine tragende Rolle, weil Medien die Gedanken und die Argumentation der Menschen stark beeinflussen können. Auch das Familienrecht muss geändert und mit neuen Elementen ergänzt werden, damit Frauen und Kinder vor häuslicher Gewalt besser geschützt sind.

Cenesex kümmert sich auch um die Rechte gleichgeschlechtlicher Paare. Wie kommt es, dass Kuba diesbezüglich in den vergangenen zehn Jahren grosse Fortschritte erzielt hat?

All die Arbeit, die wir seit den Sechzigerjahren für die Rechte der Frauen geleistet haben, diente uns als Basis. Es ist uns gelungen, den Dialog auf andere Bereiche auszuweiten und auch die Rechte homosexueller und transsexueller Menschen einzufordern. Wir trugen die Debatte bis ins Parlament, führten sie mit den Abgeordneten, der Führung der kommunistischen Partei, den Staats-

funktionären und der Zivilgesellschaft. Und wir lancierten Werbekampagnen, um die Bevölkerung zu sensibilisieren und sie aufzufordern, die Vorurteile zu überwinden.

Welche Stellung haben die Frauen in Kuba?

In den letzten Jahren gab es immer mehr Frauen – bis hinein in Machtzentren – an verantwortungsvollen Posten. Und dies sowohl auf administrativer, wissenschaftlicher und öffentlicher Ebene.



...eine stärkere Politik der sexuellen Aufklärung vor allem in den Schulen

Immer mehr Frauen übernehmen hochrangige Positionen. Es gibt Berufe, in denen die Frauen heute in der Mehrheit sind, so im Rechtswesen, im Gesundheitswesen, in der Wissenschaft und an Universitäten. Trotzdem bleibt noch viel zu tun.

Ist es gar denkbar, dass in naher Zukunft eine Präsidentin das Land präsidieren wird?

Sicher. Es gibt sowohl auf politischer, aber auch wissenschaftlicher und religiöser Ebene viele fähige und sehr geschätzte Frauen. Ich kann mir durchaus jede von ihnen als Kubas Präsidentin vorstellen. ■

(Aus dem Italienischen)

Cenesex

Das Centro Nacional de Educación Sexual (Cenesex) wird von der kubanischen Regierung finanziert. Die DEZA unterstützt einige seiner Aktivitäten. Cenesex ist international wegen seinem Engagement für die Rechte homosexueller, bisexueller und transsexueller Menschen bekannt. Sein Hauptziel ist es, zur «Entwicklung einer ganzheitlichen, angenehmen, verantwortungsvollen sexuellen Kultur beizutragen, die die vollumfängliche Ausübung der sexuellen Rechte fördert». Cenesex spielt eine zentrale Rolle im Bereich Verhütungsberatung und Aids-Prävention.

Einblick DEZA

Schweiz präsidiert humanitäre Gebergruppe

(unz) Die Schweiz präsidiert seit dem 1. September für ein Jahr die Good Humanitarian Donorship-Gruppe (GHD). Dieses informelle Gremium von drei Dutzend Geberstaaten will die humanitären Prinzipien und die operationellen Arbeitsgrundsätze der humanitären Hilfe weltweit durchsetzen sowie die Koordination der humanitären Hilfe verbessern. Zudem ist es eine wichtige Plattform für den Informationsaustausch. Mit der Präsidentschaft unterstreicht die Schweiz ihre Bereitschaft, im humanitären Bereich ihre Präsenz auch international zu verstärken. Eines ihrer Ziele ist es, die anderen Geberstaaten für die Notwendigkeit der Professionalisierung von humanitären Organisationen in der Nothilfe (Rapid Response) zu sensibilisieren. Dieses Thema ist mit dem teilweise unkoordinierten Einsatz von Tausenden von NGOs beim Erdbeben in Haiti erneut aktuell geworden. Ausserdem wird ein Schwergewicht auf den Schutz der Zivilpersonen in bewaffneten Konflikten gelegt. www.goodhumanitariananddonorship.org

Mein Körper gehört mir

(bm) Mosambik erzielt grosse Fortschritte beim Kinderschutz. Dennoch sind sexuelle Übergriffe auf Minderjährige landesweit immer noch weit verbreitet. Das im vergangenen Juli für Primarschulen lancierte Projekt «Este corpo é meu» (Dieser Körper gehört mir) geht neue Wege. Eine Wanderausstellung sensibilisiert für die Problematik und stellt Schutzmassnahmen vor.

Bis in zwei Jahren sollen rund 30 000 Kinder zwischen 6 und 12 Jahren über das Risiko sexueller Übergriffe aufgeklärt werden, damit sie ihre Rechte kennen und sich zu verteidigen wissen. Das Projekt beschränkt sich zunächst auf die wichtigsten Städte – Maputo, Nampula und Nacala – und soll danach auf andere Regionen ausgeweitet werden.



DEZA

Sein Ziel ist es, die sexuellen Übergriffe zu reduzieren sowie die körperliche und psychische Gesundheit der Kinder zu verbessern.

Laufzeit: 2010 bis 2012

Volumen: 1,14 Mio. CHF

Schulungsprogramm für energieeffizientes Bauen

(mq) Die südafrikanische Regierung fördert den Bau von günstigen Häusern, da es an Wohnungen für tiefe Einkommensschichten mangelt. Die billige Konstruktionsweise ist jedoch oft mit einem Energieverschleiss und hohen Heizungskosten verbunden. Nun bindet die Regierung ihre Bauaufträge an Auflagen für energieeffizientes Bauen. Gut abgedichtete Fenster, Isolationen sowie solare Warmwasseraufbereitungsanlagen sollen Energie einsparen. Die dafür nötigen Kenntnisse und Fähigkeiten sind jedoch unter



DEZA

Bauleuten und Prüfern kaum vorhanden. Die DEZA unterstützt in Zusammenarbeit mit lokalen Berufsverbänden ein Schulungsprogramm für energieeffiziente Bauweise sowie die fachgerechte Installation von Solaranlagen für die Warmwasseraufbereitung.

Laufzeit: 2010 bis 2013

Volumen: 1,1 Mio. CHF

Wohlbehalten zurück in die Heimat

(mq) Im westlichen Afrika passieren zahlreiche Kinder und Jugendliche die Grenzen ihres Landes in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Die Integration in den Nachbarstaaten gestaltet sich aber oft schwierig. Ohne rechtliche Anerkennung und finanzielle Mittel in einem fremden Land, sind sie besonders gefährdet, Opfer von Ausbeutung zu werden. Im Rahmen des «Programme Afrique de l'Ouest» helfen lokale und internationale Organisationen, diese jungen Menschen ausfindig zu machen, sie zurück in ihre Heimatländer zu begleiten und sie dort bei der sozialen und beruflichen Wiedereingliederung zu unterstützen. Dem Programm gehören zurzeit zehn westafrikanische Länder an. Mit Hilfe einer von der DEZA beauftragten Schweizer Stiftung soll nun Nigeria als elfter Staat dazukommen.

Laufzeit: 2010 bis 2013

Volumen: 3 Mio. CHF

www.ssiss.ch

Gesundheitsversorgung für psychisch Kranke

(Irf) Die Gesundheitsversorgung für psychisch Kranke musste in Bosnien und Herzegowina nach dem Krieg von 1992 bis 1995 neu aufgebaut werden. Die Herausforde-

rung besteht dabei nicht nur in der Behandlung sondern auch in der Prävention von psychischen Krankheiten, die insbesondere bei Jugendlichen zunehmen. Die Schweiz wurde wegen ihrer Erfahrung im Gesundheitsbereich von der Regierung um Unterstützung angefragt. Ziel ist es, den rechtlichen Rahmen in Bosnien und Herzegowina zu verbessern, den Zugang zu psychiatrischen Einrichtungen zu erleichtern und die Bevölkerung für dieses Thema zu sensibilisieren.

Laufzeit: 2009 bis 2012

Volumen: 3,5 Mio. CHF

Geschützte Ökosysteme

(Irf) In Zypern unterstützt die Schweiz ein Projekt zur Förderung der Meeresforschung, welches einen Beitrag zum Schutz der maritimen Ökosysteme sowie zur Vermeidung von Meeresumweltkatastrophen leisten soll. Dabei wird die Einrichtung von stationären und mobilen Meeresbeobachtungsstationen finanziert. Diese sind mit Sensoren und Satellitenkommunikationssystemen ausgerüstet, welche eine qualitativ hochstehende Auswertung grosser Datenmengen ermöglichen. Im Weiteren wird die Schulung zur Nutzung der Instrumente und zur Beobachtung der Meere im Allgemeinen finanziert. Die Daten werden auf dem Internet laufend publiziert und somit allen Forschungsinstituten – inklusive der schweizerischen Universitäten – zur Nutzung und Forschung zur Verfügung gestellt.

Laufzeit: 2010 bis 2012

Volumen: 4 Mio. CHF

Herausforderung Sicherheit

Sicherheit ist heute ein viel diskutiertes gesellschaftliches Thema. Auch in der Entwicklungszusammenarbeit sowie bei der humanitären Hilfe ortet man vermehrt Risiken für Helferinnen und Helfer im Feld, denen mit einer Intensivierung von Sicherheitsmassnahmen begegnet wird. So zum Beispiel mit dem Aufbau einer eigenen Fachgruppe Sicherheit im Rahmen des Korps für Humanitäre Hilfe bei der DEZA.



Elio Celavolpe / Editing Planes/Strates

Das weltweit bekannte Emblem mit dem roten Kreuz soll jene schützen, die unter seiner Flagge arbeiten. Doch die Gefährdung des Personals im humanitären Sektor – wie beispielsweise im irakischen Basra – hat generell stark zugenommen.

«Mein Ziel ist, zusammen mit unseren Partnern für die Menschen in unseren Projekten ein Top-Entwicklungsprogramm zu realisieren», sagt Willi Graf, Leiter des DEZA-Kooperationsbüros in Kabul. Angesichts der akuten Sicherheitsrisiken nehmen er und seine Mitarbeitenden einiges auf sich: Sie passen ihr Verhalten der aktuellen Situation an und schenken der Sicherheit bei jeder Art von Fortbewegung während der Arbeit und privat grosse Aufmerksamkeit. In die fortlaufende Aktualisierung der Risikobeurteilung werden alle Mitarbeiter des Kooperationsbüros einbezogen. Allgemein wurden zusätzliche Mittel in die Sicherheit und Ausbildung investiert. «Mir ist bewusst», sagt Willi Graf, «dass jeder Entscheid auch falsch sein kann – es geht darum, die Wahrscheinlichkeit, dass etwas passiert, zu verringern.»

Afghanistan ist in Sachen Sicherheit besonders heikel, bestätigt auch Kaspar Grossenbacher von Helvetas: «Die Situation in unseren Einsatzgebieten ist

schwieriger geworden – immer mehr Interessensgruppen ringen um die Macht, die Taliban sind dabei nur ein Faktor.» Ein grosses Sicherheitsrisiko ist in den Augen des NGO-Vertreters die Instrumentalisierung der Entwicklungszusammenarbeit für militärische Zwecke. So suchen beispielsweise US-amerikanische Provincial Reconstruction Teams immer wieder Kontakt zu den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von Helvetas, um deren gute Vernetzung in den Dörfern für ihre Arbeit zu nutzen. «Die Abgrenzung gegenüber US-Organisationen ist für uns ein unantastbares Prinzip und eine zentrale Security-Frage», unterstreicht Kaspar Grossenbacher.

Vielschichtige Risiken

Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe finden meist in einem Umfeld statt, das naturgemäss mehr Risiken birgt als ein Bürojob in der Schweiz. Wer sich darauf einlässt, sollte ent-

Die 7 Pfeiler des IKRK

Das Konzept für die Sicherheit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Feld wurde 1998 vom damaligen Sicherheitsdelegierten Philippe Dind erstellt und dient heute vielen humanitären Organisationen als Basis für ihre eigenen Sicherheitsvorkehrungen. Als oberstes Prinzip gilt dabei, dass das eigene Personal stets unbewaffnet ist. Die Sicherheitskultur des IKRK-Konzepts im Feld stützt sich auf sieben Grundpfeiler:

1. **Akzeptanz** der Organisation bei allen Parteien basiert auf strikter Neutralität und guter Kenntnis der Situation vor Ort.
2. **Identifikation** – aus der Akzeptanz ergibt sich ein Schutz der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die als solche klar erkennbar sein müssen.
3. **Information** ist ein fundamentales Element für Sicherheit in einer riskanten Situation.
4. Das **Sicherheitsreglement** definiert die Verhaltensregeln und wird von der Delegation vor Ort jeweils selber erstellt.
5. **Persönlichkeit** – jede Mitarbeiterin, jeder Mitarbeiter trägt Eigenverantwortung und ist zu Solidarität mit seinen Kolleginnen und Kollegen verpflichtet.
6. **Telekommunikation** hilft der Vernetzung und Informationsübermittlung in Krisengebieten.
7. **Passive und aktive Schutzmassnahmen** – nach der Devise: soviel wie nötig, so wenig als möglich.



Max Farni/DEZA



Sven Torinvielf



Francesco Zizala/Noor/ulif

Hilfskräfte sind in Katastrophensituationen, ob im Südsudan (oben links) oder in Indonesien (oben rechts), verschiedensten Gefahren ausgesetzt. Deshalb will die Schweiz künftig wo nötig Sicherheitsspezialisten bei Nothilfeinsätzen, wie etwa nach dem Erdbeben in Haiti (ganz oben), mitschicken.

sprechend vorbereitet sein. «Sicherheit ist immer individuell. Wer in ein fremdes Umfeld kommt, muss sich mit dem neuen Kontext auseinandersetzen und sein Verhalten anpassen», sagt Peter Lehmann, stellvertretender Leiter Sicherheit Ausland EDA. Er hat ein Sicherheitskonzept entwickelt, das sich an der Selbstverantwortung jedes Einzelnen orientiert und darauf baut, dass man sich mit möglichst allen Eventualitäten auseinandersetzt. Gerade in einem Umfeld wie Afghanistan drohen Risiken wie zum Beispiel die Möglichkeit eines Autounfalls oder einer Infektionskrankheit angesichts von Bomben- und Entführungsgefahren schnell einmal vergessen zu gehen.

Das Thema «Sicherheit im Feld» gewinnt in der Diskussion seit Jahren an Bedeutung. Klassisches Beispiel für den Umgang mit Gefahren in Konfliktgebieten ist das IKRK, dessen Emblem als Erkennungszeichen dient und so jene schützen soll, die unter seiner Flagge Einsatz leisten. Das funktioniert aber nur, wenn die Organisation als wich-

tiger neutraler Partner anerkannt wird. Trotzdem gibt es immer wieder gezielte Angriffe auf IKRK-Leute.

Laut Statistiken hat die Gefährdung des Personals im humanitären Sektor, das an vorderster Front im Einsatz steht, sogar stark zugenommen. Dank moderner Kommunikationsmittel sind beispielsweise Entführungen und Erpressungen wesentlich attraktiver geworden – man kann damit sowohl weltweite Publizität wie die Zahlung hoher Lösegelder erreichen. Mindestens ebenso wichtig für die Wahrnehmung der Gefahren im humanitären Einsatz dürfte aber der erhöhte Stellenwert sein, der dem Thema Sicherheit in unserer Gesellschaft heute beigemessen wird.

Fachgruppe Sicherheit

Die DEZA stellt jährlich 650 000 Franken für Projekte im Sicherheitsbereich zur Verfügung. Dieses Engagement wird nun weiter ausgebaut: Im Rahmen des Schweizerischen Korps für Humanitäre



Afghanistan ist in Sachen Sicherheit besonders heikel: Wer sich in der Hauptstadt Kabul bewegt, ist permanent Bomben- oder Entführungsgefahren ausgesetzt

Hilfe SKH werden neu rund dreissig Sicherheitsspezialisten für humanitäre Einsätze ausgebildet: «Wichtig ist, dass sie die Welt der Entwicklungszusammenarbeit kennen und verstehen lernen», sagt Franziska Heizmann, Leiterin der neuen Fachgruppe Sicherheit. «Diese unterscheidet sich grundlegend von jener der Polizei oder des Militärs: Sicherheit im humanitären Bereich basiert auf der Selbstverantwortung aller Beteiligten. Sicherheitsmanager sind in diesem Kontext bloss Berater, für die Sicherheitsstrategie verantwortlich ist und bleibt der Teamleader.»

Geplant ist, künftig wo nötig humanitäre Sicherheitsspezialisten bei Nothilfeinsätzen mitzuschicken. Ein erster Testlauf während des SKH-Einsatzes nach dem Erdbeben in Haiti sei positiv verlaufen, sagt Christine Tobler, Liaison Officer und stellvertretende Stabschefin beim SKH. Die Sicherheitsfachleute übernahmen unter anderem Aufgaben wie das Security Briefing für neu Ankommende des SKH, die Erstellung laufender Sicherheitsanalysen und die Vernetzung mit Sicherheitsberatern anderer Organisationen.

Risikoanalysen sowie Sicherheitsausbildungen, wie sie von Peter Lehmann und seinem Team in den letzten Jahren aufgebaut worden sind, hofft Christine Tobler mit Unterstützung der neuen humanitären Sicherheitsspezialisten künftig vermehrt durchführen zu können – nicht nur im Bereich des SKH, sondern für alle interessierten Kooperationsbüros der DEZA sowie für Partnerorganisa-

tionen im Feld, wie auch für Schweizer Botschaften im Ausland. Obschon Peter Lehmann die neue Fachgruppe als «grosse Chance» sieht, warnt er vor Übereifer: «Sicherheit darf nie zu einem Selbstläufer werden – sie ist immer Teil eines Ganzen und muss leicht und flexibel bleiben. Wenn sich eine Bedrohungslage entschärft, müssen die Gitter auch wieder weggenommen werden.»

Waffenschutz für Helfer?

Grosse Wogen wirft immer wieder der Ruf nach bewaffneten Sicherheitsleuten zum Schutz der humanitären Helferinnen und Helfer im Feld, obschon dies in manchen Regionen längst courant normal ist. Die Sicherheitsspezialisten der neuen SKH-Fachgruppe werden ihre Einsätze jedoch ohne Waffe leisten.

«Mir ist viel lieber, unsere Leute sind gut trainiert im Sicherheitsverhalten und halten sich an die Sicherheitsregeln, als dass wir uns in der falschen Sicherheit der Waffe wiegen», erklärt Willi Graf. Ein Sicherheitsinstrument, dem er anfänglich skeptisch gegenüberstand, erachtet er heute hingegen als zentral: Die Schweizer Mitarbeitenden des Kooperationsbüros in Kabul sind angehalten, jeweils nach acht Wochen Einsatz vor Ort, eine Woche auszureisen. Nur so sei der Druck überhaupt auszuhalten und die Energie für ununterbrochene Analyse und Vorsichtsmassnahmen überhaupt aufzubringen. ■

Überlebenswichtiges Wissen

In Kriegs- und Krisensituationen können Informationen und das Wissen um ihre Verlässlichkeit über Leben und Tod entscheiden. Im Rahmen des Koordinationsprojekts Afghanistan NGO Safety Office (ANSO) werden Dokumente archiviert und Hintergrundinformationen bereitgestellt sowie laufend Sicherheitsvorfälle und Risikowarnungen aufbereitet und per SMS an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der NGOs im Feld weitergegeben. Eine ähnliche Plattform, mit dem Ziel die Attacken gegen humanitäre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Feld weltweit zu bekämpfen und dadurch besseren Zugang zu Menschen in Krisensituationen zu ermöglichen, ist das European Inter-agency Security Forum (EISF), das von 46 europäischen Organisationen, die in Krisengebieten arbeiten, ins Leben gerufen wurde. Sowohl die ANSO wie auch die EISF werden von der DEZA finanziell unterstützt.
www.afgnsf.org
www.eisf.eu

Junge Europäer – wir haben's geschafft

In ganz Kosovo spürt man einen überbordenden Optimismus in der Bevölkerung. Dies beweisen die Umfragen, welche alljährlich von ausländischen Organisationen durchgeführt werden. Die ökonomische und soziale Wirklichkeit hingegen widerspiegelt ein eher blasses Bild. Genau dieses Bild der Republik Kosova wurde durch die mangelnde Anerkennung des kosovarischen Staates durch die UNO-Mitgliedstaaten noch untermauert. Und manchmal scheinen all diese Vorkommnisse tatsächlich sagen zu wollen, dass sich die Kosovaren nicht zu den optimistischsten Völkern der Welt zählen sollten.

Doch wir Kosovaren hatten Optimismus und Hoffnung auch in den schwierigsten Zeiten der 1990er-Jahre bewahrt. Aus diesem Grund werden die Überwindung der erwähnten Probleme und die Aufgabe, ein funktionierender,

wirtschaftlich fortgeschrittener Staat zu sein, in dem Ordnung und Gesetz herrschen, als einfacher zu bewältigende Herausforderungen wahrgenommen.

Und genau wie die Mehrheit der Bevölkerung Kosovos glaube ich, dass Grund zu Optimismus besteht. Insbesondere auch nach jenem zweifellosen Ereignis am 22. Juli 2010, als nämlich der Internationale Gerichtshof ein gerechtes Urteil aussprach. Es ist das Urteil des Kampfes gegen das Böse, der Festigung der Herrschaft des Gesetzes und der Achtung des Rechts. Es ist ein Urteil der Hoffnung für die jungen Europäer und für die ganze Menschheit. Es ist das Urteil, dass die Ausrufung der Unabhängigkeit der Republik Kosova internationales Recht nicht verletzt hat. Wir haben es geschafft – nicht

nur mein Land, sondern alle Menschen dieser Welt. Die Mitteilung, die der Internationale Gerichtshof der Welt überbrachte: Gerechtigkeit über alles.

Allein das Ergebnis von 10 zu 4 zugunsten Kosovo in der Abstimmung unter den Richtern aus verschiedenen Ländern spiegelt die Geschichte, die Opfer, die Realität wie auch den Fall sui generis Kosovos. Und deshalb kann das Volk von Kosovo zu Recht stolz auf all dies sein. Die neue Rolle Kosovos in der Region sollte in derjenigen einer neuen Kraft gesehen werden, die positiv auf die regionalen politischen Fragen einwirkt, und Vorbild ist für die jungen Generationen, als Beispiel des Triumphs des Rechts. Deshalb müssen die Jungen weiterhin optimistisch bleiben bezüglich ihrer Zukunft in der Europäischen Union und daraufhin arbeiten, dass auch

Kosovo mit seinem System menschlicher Werte anerkannt wird. Genau so wie die ganze Welt einer berühmten albanischen Tochter, nämlich Mutter Teresa, Anerkennung entgegengebracht hat und weiterhin bringt.

Wir haben Grund zu Optimismus und Stolz und so wie's aussieht, haben wir's geschafft. ■

(Aus dem Albanischen)



Ekrem Çitaku, 32, geboren in Priština, lebt und arbeitet in der Hauptstadt Kosovos sowohl als Zahnarzt in einer Privatklinik als auch als Direktor und Chefredaktor eines Radiosenders. «Diese zwei Bereiche», sagt Ekrem Çitaku, «sind meine Leidenschaften im Leben.» Bereits während seines Medizinstudiums arbeitete er als Journalist. Im Jahr 2000 gründete er seine eigene Radiostation. Heute ist «Radio Vala Rinore» (Jugendwelle) der beliebteste Radiosender in Priština. 2005 gründete Ekrem Çitaku das Radio-Netzwerk «Human Rights Radio Network». Bei diesem interethnischen und mehrsprachigen Medienprojekt machen neun Radiostationen aus allen Landesteilen mit. Es setzt sich zum Ziel, die Kommunikation zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen zu verbessern sowie gegenseitiges Verständnis und Toleranz zu fördern.

www.radiovalarinore.com



Joerg Glaescher/fait

Eine Unterschrift, die verpflichtet

Die Unesco-Konvention über den Schutz und die Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen unterstreicht die zentrale Rolle von Kultur für die Entwicklung. Die Schweiz hat die Übereinkunft im Jahr 2008 ratifiziert, gleichzeitig aber ihr internationales Engagement zurückgefahren, kritisiert eine Arbeitsgruppe – und legt Vorschläge auf den Tisch. Von Gabriela Neuhaus.



Die Ausstellung «Modalities» (Bilder diese und nächste Seite) sensibilisierte im Frühling dieses Jahres in Tadschikistan die Menschen für Geschlechterfragen. Unter anderem thematisierte eine lebende Skulpturen (oben) die Familie und wie diese verschieden interpretiert wird.

Ob Musik aus Afrika, Filme aus Lateinamerika oder asiatische Skulpturen – sie alle sind ideale Botschafter, um bei uns Interesse und Verständnis für die Bedürfnisse der Menschen in den Entwicklungsländern zu wecken. Heisst es. Dies war denn über Jahre das Hauptargument für kulturelles Engagement der Entwicklungszusammenarbeit. Doch Kultur und die Förderung kultureller Vielfalt haben einen eigenständigen Stellenwert, sowohl für die Entwicklung in-

nerhalb einer Gesellschaft, wie auch als Wirtschaftsfaktoren in der globalisierten Welt. «Mit dieser Kultur-Definition läutet die Unesco-Konvention zum Schutz und zur Förderung der kulturellen Vielfalt einen Paradigmenwechsel ein», sagt Mauro Abbühl vom Büro für Kulturkooperation Artlink. Er ist Fachexperte bei der Schweizer Koalition für kulturelle Vielfalt, die sich für die Umsetzung der Unesco-Konvention einsetzt und mit

dem Bericht «Kulturelle Vielfalt – mehr als nur ein Slogan» eine Reihe von konkreten Vorschlägen vorlegte.

Weniger als vor zehn Jahren

Im Kapitel über die Internationale Zusammenarbeit kritisiert die Koalition, dass sowohl bei Pro Helvetia wie bei der DEZA heute weniger Mittel für die Förderung der Kultur und der kulturellen Zusammenarbeit mit dem Süden und dem Osten zur Verfügung stehen würden

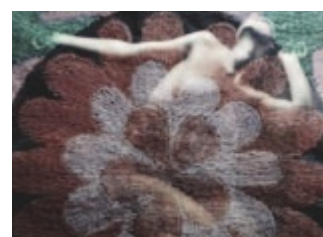
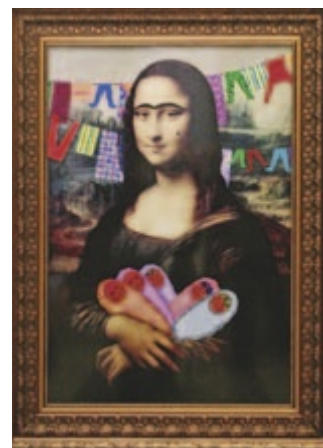
als noch vor zehn Jahren. Dies stehe in argem Gegensatz zur Ratifizierung der Konvention, die explizit ein Kulturrengagement zugunsten der Entwicklungsländer verlange, sagt Mauro Abbühl.

Um den Handlungsbedarf definieren zu können, müssten allerdings erst einmal Daten zusammengetragen werden. Bei der DEZA zum Beispiel, wo seit 2002 der Grundsatz gilt, dass mindestens ein Prozent der Mittel von Länderprogrammen



DEZA (3)

Die Unesco-Konvention soll mithelfen, die Entfaltung eines lebendigen Kultursektors in den Ländern zu verbessern



«für kulturelle Vorhaben» reserviert wird. Dieses Prozent wurde bis anhin je nach Land und Programm sehr unterschiedlich eingesetzt und oft nicht ausgeschöpft. Zudem werden zahlreiche Kulturprojekte, wie zum Beispiel aktuell eine Theaterproduktion in Tadschikistan über häusliche Gewalt, für Sensibilisierungsarbeit im Rahmen von DEZA-Programmen eingesetzt. «Das reicht natürlich nicht, um die in der Konvention geforderte Unterstützung des Kultursektors in den Entwicklungsländern zu erfüllen», hält Mauro Abbühl fest. Vielmehr gehe es darum, die Rahmenbedingungen für die Entfaltung eines lebendigen Kultursektors in den betroffenen Ländern zu verbessern. Der Wunsch der Koalition, dabei künftig mitreden zu dürfen, scheint auf guten Wegen. Bereits gab es verschiedene Treffen der Entwicklungsspezialisten mit den Kulturfachleuten. «Die Koalition leistet gute Arbeit – diese Lobby für ein breiteres Verständnis von Kultur in Beziehung auf Entwicklung ist wichtig», sagt Sophie Delessert, die in den vergangenen Jahren für die Kulturprogramme und -projekte bei der DEZA zuständig gewesen ist.

Neue Strategie

Die Unesco-Konvention ist eine wichtige Basis für das DEZA-Kulturengagement, welches verschiedentlich politisch unter Beschuss geraten ist. Mit der neuen strategischen Ausrichtung für die Jahre 2010 bis 2015 wurden alle Projektbeiträge, die «nur» der Sensibilisierungsarbeit im Norden dienten und keinen direkten Nutzen für Kulturschaffende aus dem Süden und Osten beinhalteten, aus dem Kulturretat der DEZA gestrichen. Zudem wird der Rahmen enger gesteckt, um die Mittel effizienter einsetzen zu können: So will man bei der Förderung von Kulturprojekten in den Partnerländern vermehrt auf die Schwerpunktländer fokussieren – zuständig für deren Umsetzung sind die jeweiligen Kooperationsbüros. 85 bis 90 Prozent der Förderung für den Zugang zum Schweizer Markt gehen künftig an Kulturschaffende der Sparten Film und Musik. «In diesen Bereichen haben wir viel Erfahrung, entsprechende Kompetenz und gute Partnerorganisationen», begründet Sophie Delessert diesen Entschluss. «Zudem erreicht man mit Film und Musik ein viel breiteres Publikum, als zum Beispiel mit teuren Theaterproduktionen oder Kunstaustel-

lungen. Unser Ziel ist es, möglichst viele Menschen zu erreichen.» Wenig erfreut ist man bei der Koalition für kulturelle Vielfalt über diese Beschränkung, weil damit wichtige kulturelle Transmissions-Akteure wie etwa das Zürcher Theaterspektakel künftig leer auszugehen drohen, während grosse Veranstalter wie das Filmfestival von Locarno oder Visions du Réel in Nyon weiterhin Entwicklungsgelder erhalten. «Die Schweiz müsste in diesem Bereich mehr Mittel zur Verfügung stellen, um die Konvention umzusetzen – die Koalition wird sich nicht scheuen, diese auch einzufordern», stellt Mauro Abbühl in Aussicht. Besonderen Handlungsbedarf sieht er im Aufbau eigener Künstlerorganisationen und Vertriebsstrukturen im Süden und Osten. Mit dem Ziel, dass die Akteure aus dem Süden künftig im Norden als gleichwertige Partner auftreten und ihr kulturelles Schaffen selber verbreiten können. ■

Das DEZA-Kulturengagement

Achse A fördert den Zugang für Kunstschaffende aus dem Süden und Osten zum Kulturmarkt und zum Schweizer Publikum.

Achse B fördert das Kulturschaffen in den Partnerländern.

Achse C steht für die Entwicklung interkultureller Kompetenzen.

Für Reto Wieser, Leiter der Abteilung Wissens- und Lernprozesse bei der DEZA, ist so verstandene kulturelle Vielfalt die Basis für nachhaltige Entwicklungszusammenarbeit: «Die vielgepriesene Partnerschaftlichkeit der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit basiert auf interkultureller Kompetenz. Dabei geht es um Werte, ethische Grundsätze, einen bewussten Umgang mit Andersartigkeit und Selbstreflexion.»

Links

Schweizerische Unesco-Kommission
www.unesco.ch

Schweizer Koalition für kulturelle Vielfalt
www.coalitionsuisse.ch

Kulturelle Vielfalt – mehr als nur ein Slogan
www.kulturellevielfalt.ch

DEZA-Kulturstrategie 2010–2015
www.deza.admin.ch
(Suche «Themen»; «Rechtsstaatlichkeit, Demokratie»; «Kulturengagement»)



Wahre Gentlemen

(bf) In Kinshasa (Demokratische Republik Kongo) und Brazzaville (Republik Kongo) entstand in den 1970er-Jahren die Subkultur der Sapeurs. Es sind Tausende von Männern, welche sich als Teil von Sape (Société des Ambianceurs et des Personnes Élégantes) begreifen, sich ebenso elegant wie auffällig kleiden und so ihren eigenwilligen Dandy-Stil leben. Der Ursprung der Bewegung liegt in der französischen Kolonialzeit. Die Einheimischen, fasziniert vom Stil und der Eleganz der Franzosen, entwickelten daraus ihre ganz eigene Spielart samt speziellen Regeln: Statt mit Stangenware kleiden sich die Männer mit ebenso farbenfrohen wie eigenwilligen Designeranzügen und promenieren so durch die Armenviertel ihrer Wohnorte. Die stilvolle und bis ins letzte Detail gepflegte Kleidung stellt für sie ein Grundbedürfnis dar, und sie setzen damit einen markanten und eigenständigen Gegenpunkt zu der armen Umgebung, der sie entstammen. Der italienische Fotograf Daniele Tagagni hat das Leben der «Gentlemen of Baongo» fotografiert und ihre Regeln und Geschichten für sein Buch eingefangen.

«Gentlemen of Baongo» von Daniele Tagagni; Verlag Trolley London 2009

Arbeit überdenken

(bm) Wie werden 60 Jahre nach den ersten Auseinandersetzungen über internationale Zusammenarbeit die Entwicklungen in Lateinamerika, Afrika und Asien beurteilt? Misserfolg für die einen, differenzierte Bilanz aus Durchbrüchen und Rückschlägen für die andern. Vor dem Hintergrund der grossen anstehenden Herausforderungen ist die Entwicklungszusammenarbeit mehr denn je zu überdenken. Dazu lädt uns Gilbert Etienne ein, Honorarprofessor am Institut de hautes études internationales et du développement in Genf, der seit mehr als 50 Jahren als Forscher in Asien und Afrika unterwegs ist. Im Rahmen einer Studie über vier sich gegensätzlich entwickelnde asiatische Länder zeigt er auf, unter welchen Bedingungen welche Entwicklung möglich ist – und wann sie scheitert. Er stützt sich dabei vor allem auf Erfahrungsberichte, die Arbeit vor Ort und den wiederholten Besuch der Regionen und Institutionen. Dies lässt den Leser die erzielten Fortschritte oder deren Ausbleiben besonders gut nachvollziehen.

Gilbert Etienne: «Repenser le développement. Messages d'Asie», Éditions Armand Colin, Paris, 2009

Erleben, träumen, hoffen

(bf) Was bereitet Ihnen die grösste Freude, was macht Ihnen am meisten Angst? Wovon träumen Sie? Gäbe es einen Grund, aus dem Sie töten würden? Kennen Sie ein Gebet? Was kommt nach dem Tod? Diese und weitere 34 Fragen



Lehrmittel

Globales Lernen ist gefragt

(bf) Schülerinnen und Schüler sind interessiert am Geschehen in der Welt und möchten Zusammenhänge verstehen. Die Stiftung Bildung und Entwicklung hat im Auftrag der DEZA einen Online-Leitfaden erstellt, der Lehrpersonen zeigt, wie das Bildungskonzept «Globales Lernen» für den Unterricht in verschiedenen Fächern und Fachbereichen genutzt werden kann. Dieses erlaubt es, Erfahrungen aus dem eigenen Alltag mit globalen Entwicklungen in Beziehung zu bringen, vernetztes Denken zu üben, Klischees zu hinterfragen und fremde Perspektiven zu wagen – und schliesslich ermöglicht es, die Notwendigkeit von Respekt im Zusammenleben mit Menschen und anderen Lebewesen zu erkennen. An zwei Beispielen zum Thema «Lebensraum Stadt» – je eines für die Primarstufe bzw. Berufsschule – kann verfolgt werden, wie zwei fiktive Lehrpersonen die Wegleitung benutzen. Zudem erläutern kurze Texte das Konzept des Globalen Lernens aus verschiedenen Perspektiven.
www.globaleslernen.ch



stellten der französische Fotograf Yann Arthus-Bertrand und sein Team 5000 Personen in 75 Ländern. Das Resultat ihrer fünf Jahre dauernden Umfrage ist nicht nur auf ihrer Webseite www.6millardsdautres.org sondern auch im Buch «Einer unter 6 Milliarden» zusammengefasst. Mehr als 500 Menschen aus aller Welt sprechen über das, was uns im Guten wie im Bösen bewegt. Aussagen, die in ihrer Intimität und Unmittelbarkeit berühren und zum Nachdenken über das Menschsein unter unterschied-

lichsten Bedingungen anregen. Authentische Fotografien, welche die Interviewten in Nahaufnahmen zeigen und die Leser direkt in die Augen schauen, komplettieren den Porträtband. «Einer unter 6 Milliarden» von Yann Arthus-Bertrand, Verlag Knesebeck 2010

Kleiner Fisch trifft Mauerblümchen

(bf) Das kleine Mädchen Hsiao-Yü lebt in einer Stadt in Taiwan, ihr Name bedeutet auf Chinesisch «Kleiner Fisch». Wieder einmal ist sie unterwegs



auf einem Spaziergang. Weil ihr Vater am Abend gebratenen Reis und Eier zubereiten möchte, schickt er sie im Laden ein Dutzend Eier kaufen. Auf dem Weg dorthin passiert dem unternehmungslustigen Mädchen so einiges: Mal ist Hsiao-Yü's Welt blau, mal verschwommen, mal schaut sie sich Mauerblümchen an um kurz darauf die Schattenkatze oder den schlafenden Hund Harry zu treffen. Sie entdeckt in alltäglichen Dingen kleine Wunder. Der 35-jährige taiwanische Illustrator Chen Chih-Yuan erzählt in «Kleiner Spaziergang» mit zarten und lustigen Bildern eine unaufdringlich schöne, stimmungsvolle und kulturübergreifende Geschichte. Der dreimalige Gewinner des begehrten Hsin Yi Picture Book Award schafft es mit seiner Bildergeschichte, den alltäglichen Weg des Mädchens Hsiao-Yü mit magischen Momenten zu pflastern. «Kleiner Spaziergang» von Chen Chih-Yuan, in Deutsch und Chinesisch; Verlag NordSüd/Baobab, Zürich 2010

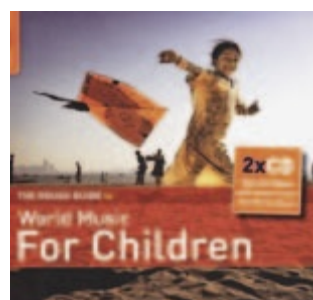
Nachdiplome

Das NADEL (Nachdiplomstudium für Entwicklungsländer) der ETH Zürich bietet im Frühjahrssemester 2011 folgende Weiterbildungskurse an: Planung und Monitoring von Projekten und Programmen (21.–25.02.)

Finanzmanagement von Entwicklungsprojekten (1.–4.3.)
Capacity Development in der internationalen Zusammenarbeit: Vom persönlichen zum organisationalen Lernen (9.–11.3. + Feedback Workshop am 9.5.)
Ländliche Entwicklung – Herausforderungen, Strategien und Ansätze (15.–18.03.)
Korruption und Korruptionskontrolle in Entwicklungsländern (29.3.–1.04.)
Dezentralisierung und lokale Gouvernanz im Entwicklungsprozess (19.–21.4.)
Aktuelle strategische Fragen der Entwicklungszusammenarbeit (4.–6.5.)
Policy making in international cooperation: the role of civil society (10.–13.5.)
Evaluation von Projekten und Programmen (17.–20.5.)
Auskunft und Anmeldung: ETH Zürich, Nadel, Tél. 044 632 42 40 oder über www.nadel.ethz.ch

Prickelndes mit und von Kindern

Musik (er) Kinder mit ihrem Gehör und Gespür für Klänge und Rhythmen führten mit ihrer Auswahl zu diesem liebevoll und sorgsam zusammengestellten Musikedokument. Sie nehmen uns mit auf eine fröhlich musikalische Reise von Kolumbien über Istanbul bis in die Mongolei. Gruppen wie Los Fulanos (Spanien), Amsterdam Klezmer Band oder Mabulu (Mosambik), die Sängerin Saba (Somalia) oder Dean Martin zelebrieren u. a. Gypsy Grooves, Mambo, Samba oder britischen Folkrock. Die prickelnden Melodien, perkussiven Harmonien, einschmeichelnden Gesänge und mannigfaltigen Instrumentierungen widerspiegeln ein wunderbares Lebensgefühl, das nicht nur Kindern in die Beine fährt – nicht zuletzt, weil der bunte Reigen auf einer Bonus-CD weitergeht. Angesagt



sind hier Salsa, Flamenco, Bhangra (indischer Volkstanz) oder Baladi (ägyptischer Bauchtanz). Dieses Album lässt Jung und Alt um die Welt tanzen!
Various: «World Music For Children» inkl. Bonus CD: «Dance The World» (World Music Network/Musikvertrieb)

Menschlich

(er) Unerwartet, berührend und aussergewöhnlich sind die 14 Stücke der Compilation «Ubuntu», die das musikalische Geschehen im Village du Monde am diesjährigen Paléo Festival Nyon dokumentiert. Angesagt sind fesselnde Hörblicke in die facettenreichen musikalischen Landschaften im Süden Afrikas, im «Afrique australe». Mbaquanga-Soul erinnert an die Apartheid, Hip-Hop führt in die Moderne, beherrzte Liaisons zwischen digitalen Sounds und afrikanischer Melodik und Rhythmik werden präsentiert. Ob sich dabei Hymnenhaftes oder Jazzfunkiges in die Ohren schmeicheln, spürbar ist «Ubuntu», was auf Zulu etwa «Menschlichkeit» bedeutet und für eine auf wechselseitigem Respekt und



Anerkennung beruhende Philosophie steht. Dafür sorgen u. a. Mahotella Queens, Johnny Clegg, MoZuluart, Staff Benda Bilili, The Dizu Plaatjies Lbuyambo Ensemble, Hugh Masekela.

Various: «Paléo Festival Nyon, Village du Monde 2010; Ubuntu» (Paléo Festival Nyon/RSR/Disques Office)

Brandgefährlich

(er) Stimmige Akkordeonläufe, rollend treibende Beats, pumpende Bass-Punchlines, vibrierende Gitarrenriffs, stringente Latin Horn-Sätze, orgelnde Keyboard-Clusters, heulende Sirenen und überdies leidenschaftliche Männer-, auch mal fordernde, dann wieder zärtliche Frauenstimmen, messer-



scharfe Spoken Words, psychedelische Trance-Loops oder raffiniert eingeflochtene Scratchings sind zu hören, auf einer CD mit 16 Variationen einer neuen Generation von lateinamerikanischen Bands, DJs und Produzenten. Diese verfallen dem funkensprühenden Charme der Cumbia, dem vielfältigen und mitreissenden Musikstil aus Kolumbien, entwickelt mit kolonialistischen, afrokaribischen und indigenen Anklängen. Sie koppeln Cumbia mit urbanen Sounds, führen ihn Arm in Arm mit House, Techno, Hip-Hop, Reggaeton, Dancehall, Rock und Pop auf die Global-Dancefloors des 21. Jahrhunderts – unter Missachtung der poten-

ziellen Brandgefahr: Ihre Tracks auf dem clever zusammengestellten Sampler entfachen gehöriges Feuer unter dem Hintern!

Various: «Cumbia! Bestial» (Chusma Records/Disques Office)

Im Flüchtlingslager im Tschad

Im April 2006 flohen 13000 Dajos aus Darfur und fanden Unterschlupf auf der Ebene von Gouroukoun im Osten des Tschad. Alle sind sie Überlebende des Krieges in Darfur. Von der Welt abgeschnitten, haben sie mitten in der Sahelzone ein Lager aufgebaut, sich eingerichtet und eine Form des Überlebens gefunden. Flüchtlinge erzählen, Kinder machen Zeichnungen vom Krieg, Mädchen singen Kriegslieder: «Au loin des Villages» ist ein Film vom Krieg ohne ein einziges Kriegsbild. Der gebürtige Westschweizer Olivier Zuchuat hat sich in dieses Gefängnis ohne Mauern begeben und nach und nach das Vertrauen der Vertriebenen gewonnen. Nach zwei Jahren im Camp sind sie heute Gefangene ihrer eigenen Erinnerungen. Erinnerungen von Schrecken, eingraviert in ihren Körpern und ihren Blicken. Alpträume, gepaart mit der Angst, dass alles wieder von vorne losgehen könnte. Ein starkes Dokument

aus einem Stück vergessener Welt.

«Au loin des Villages» von Olivier Zuchuat; DVD erschienen in der Edition Trigon-Film; Informationen: Tel. 056 430 12 30 und www.trigon-film.org

Kämpfende Frauen

Als erste afrikanische Frau erhielt die Kenianerin Wangari Maathai 2004 den Friedensnobelpreis, 2006 wurde die Liberianerin Ellen Johnson Sirleaf als erste Präsidentin eines afrikanischen Staates vereidigt. Die beiden Filme der DVD «Kämpfen für Demokratie – Frauen-Power in Afrika» porträtieren zwei selbstbewusste und starke Frauen, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, für Gerechtigkeit und Demokratie zu kämpfen. Dabei verschafft der Blick über die Schultern der «Chefin» Liberias einen einzigartigen Einblick in die Regierungsarbeit eines von Gewalt gezeichneten Staates. Der mutige und selbstlose Einsatz der Umweltaktivistin und Friedensnobelpreisträgerin Maathai zeigt, wie viel mit un-



ermüdlichem und engagiertem Widerstand bewirkt werden kann. Beide Frauen kämpfen für ihr Land – und verändern damit ein Stück weit auch die Welt. «Kämpfen für Demokratie – Frauen-Power in Afrika»; DVD und DVD-ROM mit Begleitmaterial und Arbeitsblättern. Information und Beratung: Filme für eine Welt, Tel. 031 389 20 21, www.filmmeineWelt.ch

EDA-Spezialisten kommen zu Ihnen

Verschiedenes Möchten Sie sich aus erster Hand über die schweizerische Aussenpolitik informieren? Referentinnen und Referenten des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) stehen Schulklassen, Verbänden und Institutionen für Vorträge und Diskussionen zu zahlreichen aussenpolitischen Themen zur Verfügung. Der Vortragsdienst ist kostenlos, kann seine Dienstleistungen jedoch nur innerhalb der Schweiz anbieten, und es sollten mindestens 30 Personen an der Veranstaltung teilnehmen.

Informationen: Vortragservice EDA, Informationsdienst, Bundeshaus West, 3003 Bern; Tel. 031 322 31 53 oder 031 322 44 12; Mail: info@eda.admin.ch

Fernsucht



© Fotofestival/Massimo Pedrazzi

Die zwei Seiten des Tourismus

Marco Solari, 66, ist Präsident von Ticino Turismo und des Internationalen Filmfestivals Locarno.

Kaum 20, heuerte ich als Reiseleiter an. Meine erste Reise führte nach Indien – ihr verdanke ich meinen eher kritischen Blick auf den Tourismus. Die Ankunft in Kalkutta (es waren die frühen 1960er-Jahre) war ein Schock. Durch die Strassen zogen Männer mit hölzernen Ochsenkarren und zupften die Füsse von schlafenden Obdachlosen. Bewegten sie sich, schliefen sie. Wenn nicht, hievte man sie auf die Wagen – sie waren tot. Ich erinnere mich an die hungrigen Blicke der Leute, die uns beim Frühstück anschauten. Nur wenige meiner Touristen gaben sich davon und von den Totensammlern beeindruckt. Ihre Gleichgültigkeit verstörte mich. Ich hatte erfahren, dass Armut und Elend wirklich existieren und der Tourismus ein zweischneidiges Schwert ist. Sein Nutzen ist unbestritten, doch viel zu oft begegnet er fremden Kulturen und Elend mit Gleichgültigkeit. All denjenigen, die diese Breitengrade lieben, empfehle ich das 1930 von André Malraux geschriebene Buch «La voie royale». Es hat nichts von seiner Faszination eingebüsst. (Aufgezeichnet von Maria Roselli)

Impressum

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Herausgeberin

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA)

Redaktionskomitee

Martin Dahinden (verantwortlich)
Catherine Vuffray (Gesamtkoordination)
Marie-Noëlle Bossel, Marc-André Bünzli,
Beat Felber, Thomas Jenatsch, Roland Leffler,
Sabina Mächler, Nicole Suhner

Redaktion

Beat Felber (bf – Produktion)
Gabriela Neuhaus (gn) Maria Roselli (mr)

Jane-Lise Schneeberger (jls)
Ernst Rieben (er)

Gestaltung

Laurent Cocchi, Lausanne

Lithografie und Druck

Vogt-Schild Druck AG, Derendingen

Wiedergabe

Der Nachdruck von Artikeln ist, nach Bewilligung durch die Redaktion, unter Quellenangabe gestattet. Belegexemplare erwünscht.

Abonnemente und Adressänderungen

«Eine Welt» ist gratis (nur in der Schweiz) erhältlich bei: EDA, Informationsdienst, Bundeshaus West, 3003 Bern
E-Mail: info@deza.admin.ch
Tel. 031 322 44 12

Fax 031 324 90 47
Internet: www.deza.admin.ch

860215346

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Gesamtauflage: 54 200

Umschlag: Südsudan/VSF-Suisse

ISSN 1661-1667

«Die reichen Länder müssen ihren Fleischkonsum zwingend einschränken.»

Fritz Schneider, Seite 10

«Auch in Europa wurden bisher bezüglich Lohnungleichstellung keine grossen Fortschritte erzielt.»

Mariela Castro Espín, Seite 24

«Mir ist viel lieber, unsere Leute sind gut trainiert im Sicherheitsverhalten und halten sich an die Sicherheitsregeln, als dass wir uns in der falschen Sicherheit der Waffe wiegen.»

Willi Graf, Seite 29
